

Ein
Migrationsmuseum
in Deutschland

Thesen, Entwürfe und Erfahrungen

**Zweite Internationale Tagung
vom 17. – 19. Oktober 2003 im
Kölnischen Kunstverein, Köln**

Veranstalter:

DOMiT-Dokumentationszentrum und Museum über die
Migration aus der Türkei e.V.
Netzwerk Migration in Europa e.V.

Gefördert von:

Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien
Robert Bosch Stiftung
U.S.Generalkonsulat NRW, Amerika Haus Köln

Impressum:

DOMiT-Dokumentationszentrum und Museum über die
Migration aus der Türkei e.V.

Bonner Straße 211

50968 Köln

Tel.: 0221/ 800 28 30

e-Mail: info@domit.de

Redaktion: Bengü Kocatürk-Schuster, Gummersbach, März 2004

Lay-out: Wulf Schade, Bochum, März 2004

Foto: Dietrich Hackenberg

INHALTSVERZEICHNIS

Tagungsprogramm

5-7

Begrüßung

Kathrin Rhomberg, Kölnischer Kunstverein

9-10

Grußwort

Ahmet Sezer, DOMiT, Köln

Rainer Ohliger, Netzwerk Migration in Europa, Berlin

Christoph Müller-Hofstede, Bundeszentrale für politische Bildung, Brühl

11-15

Historische Erinnerung und Partizipation: Herausforderungen für die Kultur- und Gesellschaftspolitik in der Einwanderungsgesellschaft

Dr. Heribert Prantl, Süddeutsche Zeitung, München

17-26

Auf dem Weg zu einem Migrationsmuseum: Ein Migrationsmuseum in Deutschland - Thesen und Entwürfe

Aytaç Eryilmaz und Martin Rapp, DOMiT, Köln

Frederike Schwalbe, Architektin, Berlin

27-34

Kulturpolitik erweitern – Migrationsgeschichte institutionalisieren: Herausforderungen für die Einwanderungsgesellschaft

Rainer Ohliger, Netzwerk Migration in Europa, Berlin

35-39

Migrationsmuseen im Vergeich: Internationale Perspektiven

Ellis Island Immigration Museum

Diana Pardue, Ellis Island Immigration Museum, New York

Génériques

Patrick Veglia und Laurence Canal, Génériques, Paris

Centre de Documentation sur les Migrations Humaines

Antoinette Reuter, Centre de Documentation sur les Migrations Humaines,

Luxemburg

40-52

Migrationsgeschichte im Museum: Zwischen Institutionalisierung und Randständigkeit?

Marianne Winkler, Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung,

Hannover

Dr. Mathilde Jamin, Ruhrlandmuseum Essen

Prof. Dr. Hermann Schäfer, Haus der Geschichte, Bonn

53-61

Tagungsbericht

62-65

Verein Migrationsmuseum gegründet

66

Ein Migrationsmuseum in Deutschland

Thesen, Entwürfe, Erfahrungen

Europa wurde in Geschichte und Gegenwart vielfältig durch Wanderungsbewegungen geprägt. Trotz dieser reichen Migrationserfahrungen fehlt bis heute eine angemessene öffentliche Darstellung und historische Repräsentation von Migration. Migranten und Migrantinnen haben es bislang kaum in das historische Bewusstsein und das Gedächtnis Europas sowie seiner Institutionen geschafft. Diese Erinnerungs- und Gedächtnislücke steht in einem offensichtlichen Widerspruch zur Sichtbarkeit von Migranten als Bürger im Alltagsleben und der Arbeitswelt. Zuwanderer sind jedoch nicht allein Teil des Alltags und Wirtschaftens. Sie haben eine Geschichte und somit einen Anspruch auf historische Darstellung. Historische Anerkennung durch Repräsentation und politisch-historische Bildung sind wesentliche Voraussetzungen für die vollwertige politische Teilhabe von Bürgern in demokratischen Gesellschaften

Die Tagung soll zur Institutionalisierung eines Museums führen. Stand bei einer ersten Tagung im Jahr 2002 in Brühl („Das Erbe der Einwanderer sichern. Die Bundesrepublik braucht ein Migrationsmuseum“) die Meinungsbildung und Diskussion der Einwanderer *communities* im Mittelpunkt, so ist das Ziel der kommenden Tagung, Unterstützung für das Projekt in Politik und in der breiteren Öffentlichkeit zu erzielen. Die Diskussion um einen Ort der Geschichte und der Kultur der Einwanderer hat in den letzten Jahren deutlich an Geschwindigkeit und Dynamik gewonnen. Es ist an der Zeit, solch einen Ort der Partizipation zu verwirklichen. Die Tagung soll ein weiterer Schritt zu diesem Ziel sein, indem an internationale Erfahrungen bzw. Diskussionen angeknüpft wird und ein Konzept für ein Migrationsmuseum in Deutschland zur Diskussion gestellt wird.

TAGUNGSPROGRAMM

Ort: Kölnischer Kunstverein, Die Brücke, Hahnenstraße 6, Köln

Veranstalter: DOMiT (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V.), Netzwerk Migration in Europa e.V.

Freitag, 17. Oktober 2003

- 18.00 – 18.30 Uhr **Begrüßung:** Kathrin Rhomberg, Kölnischer Kunstverein (Theatersaal)
- Grußworte:** Ahmet Sezer, DOMiT; Rainer Ohliger, Netzwerk Migration in Europa; Christoph Müller-Hofstede, Bundeszentrale für politische Bildung
- 18.30 – 19.30 Uhr **Eröffnungsvortrag** (Theatersaal)
- Dr. Heribert Prantl, Süddeutsche Zeitung
Historische Erinnerung und Partizipation: Herausforderungen für die Kultur- und Gesellschaftspolitik in der Einwanderungsgesellschaft.
- 19.30 – 21.00 Uhr **Diskussion mit Dr. Heribert Prantl** (Theatersaal)
- Moderation: Jan Motte
- 21.00 – 22.00 Uhr Informeller Abend und Buffet

Samstag, 18. Oktober 2003

- 9.00 – 10.30 Uhr **I. Podium:** (Theatersaal)
Auf dem Weg zu einem Migrationsmuseum
Ein Migrationsmuseum in Deutschland: Thesen und Entwürfe
Aytaç Eryilmaz/Martin Rapp, DOMiT;
Friederike Schwalbe, Architektin
- Kulturpolitik erweitern – Migrationsgeschichte institutionalisieren: Herausforderungen für die Einwanderungsgesellschaft**
Rainer Ohliger/Jan Motte, Netzwerk Migration in Europa e.V.
- Moderation: Christoph Müller-Hofstede
- 10.30 – 11.00 Uhr Kaffeepause
- 11.00 – 13.00 Uhr **II. Podium:** (Theatersaal)
Migrationsmuseen im Vergleich: Internationale Perspektiven
- Diana Pardue, Ellis Island Immigration Museum, New York
Patrick Veglia, Laurence Canal, Génériques, Paris
Antoinette Reuter, Centre de Documentation sur les Migrations Humaines, Luxemburg
- Moderation: Rainer Ohliger
- 13.00 – 15.15 Uhr Mittagessen

(Restaurant „Dos Bananos“, Hahnenstr. 37 gegenüber dem Tagungsort)

- 15.15 – 16.30 Uhr **III. Podium:** (Theatersaal)
Migrationsgeschichte im Museum: Zwischen Institutionalisierung und Randständigkeit?
- Marianne Winkler, Landeszentrale für politische Bildung Niedersachsen
Dr. Mathilde Jamin, Ruhrlandmuseum, Essen
Prof. Dr. Hermann Schäfer, Haus der Geschichte, Bonn
- Moderation: Jan Motte
- 16.30 – 17.00 Uhr Kaffeepause
- 17.00 – 18.30 Uhr **IV. Podiumsdiskussion:** (Kinosaal)
Ein Migrationsmuseum als Herausforderung für die Kulturpolitik
- Cem Özdemir, Bündnis 90/Die Grünen; Cornelia Schmalz-Jacobsen, FDP; Eckhardt Barthel, MdB, SPD; Prof. Dr. Bernd Meyer, Deutscher Städtetag
- Moderation: Asli Sevindim
- 18.30 – 19.30 Uhr Pause
- Besuch der aktuellen Ausstellung des Kölnischen Kunstvereins
- 19.30 – 21.00 Uhr Abendessen
(Theatersaal)
- 21.30 – 24.00 Uhr **Kulturprogramm** DJ und Live-Act „Microphone Mafia“
(Theatersaal)

Sonntag, den 19. Oktober 2003

- 10.00 – 12.00 Uhr **Abschlusspodium**
(Theatersaal)
- Jenseits des Manifests: Wege zu einem Migrationsmuseum**
Moderation: Martin Rapp, Ulrich Raiser
- 12.00 Uhr Ende der Tagung

Begrüßung

Kathrin Rhomberg, Kölnischer Kunstverein

Ich freue mich sehr, Sie im Kölnischen Kunstverein begrüßen zu dürfen. Ich darf mich kurz vorstellen: Mein Name ist Kathrin Rhomberg, mein offizieller Titel ist leitende Direktorin des Kölnischen Kunstvereins – ich bin sozusagen die Hausherrin dieser Veranstaltung. Ich freue mich sehr, dass es zustande gekommen ist und dass wir – der Kölnische Kunstverein – die Räumlichkeiten und das organisatorische Know-how zur Verfügung stellen können.



Dass DOMiT ein Symposium über das Migrationsmuseum im Kunstverein veranstaltet ist nicht zufällig. Es steht unter anderem auch im Zusammenhang mit einem großangelegten Projekt, das die Kulturstiftung des Bundes zum Thema Migration initiiert hat. Und an dem wir als Trägerinstitution, DOMiT und das Kulturanthropologische Institut der Universität Frankfurt seit Mitte letzten Jahres eng zusammen arbeiten.

Thema unseres Projektes ist Migration und ihre globale Einbindung. Wir untersuchen und thematisieren in einer transdisziplinären Kooperation die Sichtbarmachung und Repräsentation der Migration in Deutschland als einen transnationalen Prozess und fragen nach einer Möglichkeit einer adäquaten Darstellung von Migrationsbewegungen und ihren gesellschaftlichen Auswirkungen.

Das Projekt ist als mehrstufiger und mehrjähriger Prozess konzipiert, um nicht nur eine kurzfristige Einbringung aktueller Forschungsergebnisse und künstlerischer Projekte zu gewährleisten, sondern auch um die verschiedenen Vermittlungsangebote längerfristig zu vertiefen. So werden neben Forschungs-, Sammlungs- und Recherchearbeiten bis 2005 Vorträge, Filmreihen, Tagungen, Symposien, mediale und performative Projekte organisiert sowie künstlerische und theoretische Arbeiten initiiert, die sich auf vielfältige Weise mit der Sichtbarmachung und Darstellung von Migration auseinandersetzen. Die zahlreichen Veranstaltungen finden vornehmlich im Kölnischen Kunstverein, also in diesem Gebäude, statt, aber auch in Frankfurt und Griechenland, Berlin und an anderen Orten Europas.

Das Ergebnis aus dieser zwei-jährigen Forschungs-, Vernetzungs- und Entwicklungsarbeit wird schließlich in einem gemeinsamen groß angelegten transdisziplinären Ausstellungsprojekt 2005 in Köln präsentiert. Nicht nur hier im Kunstverein: wir werden in die Stadt Köln gehen. Wir werden versuchen, die Stadt Köln so intensiv wie möglich zu besetzen. Sowohl der öffentliche als auch der mediale Raum, als auch einige andere institutionelle Räume. Es wird ein sehr großes Abschlussprojekt sein, wo sichtbar werden wird, was wir über die Jahre hin entwickelt haben. Diese mehrjährige Zusammenarbeit mit DOMiT, dem Kulturanthropologischen Institut der Universität Frankfurt sowie internationalen KünstlerInnen und TheoretikerInnen könnte schließlich auch zu neuen Modellen für die Repräsentation von Migration führen.

Kurze Anregung: Ob es tatsächlich ein Museum sein sollte ist zumindest für jene, die sich mit der zeitgenössischen Kunst und Theorie auseinandersetzen, diskussionswürdig. Denn nicht zuletzt seit den 60er Jahren haben KünstlerInnen und TheoretikerInnen immer wieder die Idee des Museums in Frage gestellt, das bekanntlich als Modell des 19. Jahrhunderts eine große Veränderung durchlaufen hat. War es ursprünglich von aufklärerischen Hoffnungen und Visionen getragen, kommt ihm heute kaum noch eine solche Bedeutung zu. Parallel zu unse-

rer ungebremsten Ökonomisierung der Gesellschaft gibt es international seit den 90er Jahren einen ungeheuren Boom an Museumsbauten und Museumsneugründungen. Alleine in Deutschland eröffneten im Jahr 2000 200 neue Museen, d.h. alle zwei Tage wurde ein neues Museum eröffnet. Vor 30 Jahren gab es in Deutschland rund 1500 Museen, mittlerweile hat sich die Zahl mehr als verdreifacht, d.h. dass derzeit 5.500 in Deutschland der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen. Möchte man alle diese Museen besuchen und bräuchte man nur einen Tag für jedes, wäre man rund 16 Jahre damit beschäftigt.

Ich erwähne das nur, weil es eine Tendenz ist, vor allem seit den Neunzigerjahren, dass es zu einer zunehmenden Musealisierung auch unserer Gesellschaft kommt und dass es hier, denke ich, auch neuer Denkansätze bedarf und dass unser Projekt, das wir ja wie gesagt vor einem halben Jahr intensiv gestartet haben, auch dieses Problem und diese Möglichkeiten nutzen möchte. Unvorbereitet erleben derzeit viele Museen ein neues Gefühl der Krise. Die Kommunen müssen sparen; das spüren wir sehr stark in Köln, auch der Kölner Kunstverein hat damit zu kämpfen: Etats schrumpfen, Sponsoren werden immer rarer und fordernder – natürlich in dieser Situation, mit den Besuchern wird es immer schwieriger. Früher waren es Schwellenängste, heute sind es Reizschwellen. Museen konkurrieren verstärkt mit der Freizeit- und Unterhaltungsindustrie, werden immer mehr als Orte des Städtetourismus und der Kulturindustrie. Es ist nicht nur ein Phänomen der Museen, auch der Biennalen. Wenn Sie verfolgen, wie viele Biennalen in den letzten Jahren in Europa veranstaltet werden, dann ist es eigentlich signifikant für die Tendenz, die ich angesprochen habe. Und insofern werden zeitgenössische Kunst und die Museen für diesen Bereich instrumentalisiert: das muss man ganz klar sehen.

Es scheint, als würde es nicht mehr so sehr um das Hinsehen, Sich-Auseinander-Setzen gehen, sondern um große Inszenierungen. Viele Beispiele in Europa von Museen, die sich immer mehr in diese Richtung bewegen, um Lifestyle statt inhaltlicher Diskussionen. Dies sind Herausforderungen für die Konzeptionen neuer Repräsentationsmodelle, die mitbedacht werden müssen.

Ich denke, die Herausforderung für das Projekt Migration und für das Symposium wird darin liegen, nicht nur andere Vorstellungen, sondern gleichzeitig andere Kategorien des Vorstellens zu entwerfen. Nicht nur andere Repräsentationsmodelle anzudenken, sondern gleichzeitig deren Grundlagen zu bearbeiten. Die zentrale Frage wird folglich sein, ob traditionelle Formen von Ausstellungspräsentationen und musealer Arbeit noch geeignet sind, die kulturelle Wirklichkeit von Migration als einen vielstimmigen, mobilen, transnationalen Prozess abzubilden. Das ist das Phantastische an unserem Projekt, dass wir eine mehrjährige Forschungs- und Erarbeitungsphase haben, wo dieses Thema hoffentlich auch zu einem interessanten Ergebnis führen wird.

Ich wünsche Ihnen anregende Tage, angenehme Tage natürlich auch im Kunstverein. Wenn Sie mehr Informationen über dieses Projekt Migration haben möchten, wir haben Informationsmaterial aufgelegt und stehen Ihnen natürlich jederzeit gerne für alles zur Verfügung.

Grußwort

Ahmet Sezer, DOMiT, Köln

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich begrüße Sie im Namen von DOMiT ganz herzlich zu dieser zweiten internationalen Tagung für ein Migrationsmuseum in Deutschland.

Vor genau einem Jahr haben wir gemeinsam mit der Bundeszentrale für politische Bildung und dem Netzwerk Migration in Europa in Brühl die Tagung „Das historische Erbe der Einwanderer sichern - Deutschland braucht ein Migrationsmuseum“ durchgeführt. Rund 50 Migranten, Kulturschaffende und Wissenschaftler aus dem In- und Ausland waren zu dieser ersten internationalen Konferenz gekommen. Auch damals stand die Meinungsbildung und Diskussionen bezüglich eines Migrationsmuseums im Mittelpunkt. Hier wurde deutlich, dass viele Einwanderer und ihre Organisationen das Vorhaben aktiv unterstützen wollen.



So hat sich noch auf der Tagung in Brühl ein Initiativkreis für ein Migrationsmuseum konstituiert. Diesem Kreis gehören Einwanderer aus den Communities der ehemaligen Anwerbestaaten, Fachleute und Wissenschaftler an. Bisher hat sich der Initiativkreis zweimal getroffen und gründete Ende September einen Trägerverein. Er trägt den programmatischen Titel „Ein Migrationsmuseum in Deutschland“. Der Verein wird sich um prominente Unterstützer aus Politik, Gewerkschaften, Unternehmen, Wohlfahrtsverbänden, Kultur und Medien bemühen und beabsichtigt in den nächsten Jahren die institutionellen Voraussetzungen für die Museumsgründung zu schaffen. Wir laden Sie ein, in dem Verein „Ein Migrationsmuseum in Deutschland“ mitzuarbeiten oder Fördermitglied zu werden. Weitere Informationen über den neuen Verein finden Sie in Ihrer Tagungsmappe.

Wir freuen uns über die große Resonanz und Unterstützung die wir von verschiedenen Seiten auf die Einladung zu dieser Tagung erhalten haben. Unser Dank gilt dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der Bundeszentrale für politische Bildung, der Robert Bosch Stiftung und dem US-Generalkonsulat Köln für die großzügige Förderung. Wir danken Herrn Burkart Beilfuß, dem Ministerialdirigenten im Ministerium für Kultur und Medien, Herrn Christoph Müller-Hofstede, unserem Partner in der Bundeszentrale für politische Bildung, Frau Dr. Bettina Berns von der Robert Bosch Stiftung und Herrn Bernd Herbert vom US-Konsulat Köln für die gute Zusammenarbeit. Unser ganz besonderer Dank gilt Kathrin Rhomberg und ihrem Team für die außerordentlich kollegiale Zusammenarbeit.

Ich freue mich schon auf die vielen interessanten Beiträge, die das Programm verspricht und wünsche uns eine lebhaft Diskussion und einen erfolgreichen Verlauf.

Grüßwort

Rainer Ohliger, Netzwerk Migration in Europa, Berlin

Guten Abend meine Damen und Herren,

ich freue mich, dass so viele Leute erschienen sind zur Eröffnung dieser Tagung. Ich möchte mich kurz vorstellen, persönlich und als Institution, die ich vertrete: Mein Name ist Rainer Ohliger. Ich vertrete das Netzwerk Migration in Europa hier an vorderster Stelle im Moment, wobei ich darauf hinweisen möchte, dass noch zwei oder drei meiner Kollegen aus dem Vorstand hier anwesend sind, die auch Netzwerk-Mitglieder sind: Jan Motte, der gleich die Diskussion moderieren wird und Ulrich Raiser.



Ich möchte Ihnen kurz etwas zu unserer Institution erzählen und Sie so willkommen heißen, da wir eine recht junge Einrichtung sind. Erst seit zwei Jahren auf dem Markt, als Verein gegründet, arbeiten wir an der Schnittstelle zwischen Bildung, Kultur und Migration, haben die Rechtsform eines eingetragenen Vereins mit dem Sitz in Berlin und zählen mittlerweile gut fünfzig Mitglieder, Personen und Institutionen, die über verschiedene europäische Länder verstreut sind. Sie finden alle in Ihrer Tagungsmappe unseren Flyer, da steht drin was wir machen, unter anderem Vernetzung von Personen und Institutionen, die sich mit Migration und mit Migration in historischer Tiefendimension beschäftigen, mit Migrationsgeschichte also. Wir geben unter anderem auch mit der Bundeszentrale für politische Bildung einen Newsletter heraus, der heißt Newsletter – Migration und Bevölkerung. Erscheint sechswöchentlich und informiert Interessierte im Bereich Migration, vorwiegend Politiker, Journalisten und Leute aus der Wissenschaft, aber auch aus der Praxis über die Sachen, die in der zeitgenössischen Debatte aktuell sind.

Wir sind aktiv im Bereich der visuellen Darstellung von Migration, haben jüngst eine Ausstellung im Haus der Kulturen der Welt in Berlin absolviert und führen außerdem – um den Begriff der Migration gleich ein wenig zu weiten – im Moment ein Forschungsprojekt durch, das unter anderem auch von der Bundeskulturstiftung und von einer privaten Stiftung, der Stiftung Mercator in Essen, unterstützt wird. Ein Forschungsprojekt zur Zwangsmigration in Europa, in dem wir Interviews durchführen und aus dem nächstes Jahr ein Fernsehfilm in Zusammenarbeit mit dem MDR hervorgeht.

Ich möchte hier zur aller erst einen ganz herzlichen Dank an DOMiT aussprechen. Das ist nicht die erste Kooperation, die wir miteinander jetzt durchgeführt haben. Im letzten Jahr, das wurde gerade schon angesprochen, haben wir sozusagen den Nukleus dieser Tagung zusammen gebracht und eine spannende Tagung gehabt, die einen Anstoß dafür gegeben hat, was sich jetzt hier abspielen wird. Und den Anstoß auch mitgesetzt hat für die Gründung des Vereins Migrationsmuseum in Deutschland, auf den Ahmet Sezer gerade eingegangen ist.

Vielleicht noch abschließend eine kurze Bemerkung: im Grunde befinden wir uns zwischen zwei symbolischen Daten im Moment, das Jahr 2003. Vor zwei Jahren, im Oktober 2001, wurde gedacht, des vierzigjährigen Jubiläums des deutsch-türkischen Anwerbevertrags. Das war sozusagen die erste symbolische Landmarke in der jüngeren Vergangenheit, in der Migrationsgeschichte in der Öffentlichkeit eine größere Rolle gespielt hat. In zwei Jahren, von jetzt an, wird sich der deutsch-italienische Anwerbevertrag zum fünfzigsten Mal jähren. Und in diesem Jahr 2005 wird DOMiT, zusammen mit dem Kölnischen Kunstverein und mit den

Kulturanthropologen der Universität Frankfurt, die große Ausstellung in Deutschland zum Thema Migrationsgeschichte, Geschichte der Arbeitsmigration eröffnen. Wir befinden uns zwischen diesen beiden symbolischen Landmarken und ich glaube, dass kann ein Zeichen setzen für die Zukunft.

Herzlich willkommen, ich freue mich auf die nächsten beiden Tage.

Grußwort

Christoph Müller-Hofstede, Bundeszentrale für politische Bildung, (bpb) Brühl

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

auch ich möchte Sie sehr herzlich zu dieser internationalen Fachtagung begrüßen. Ich darf mich zunächst kurz vorstellen: mein Name ist Christoph Müller-Hofstede, ich bin Leiter der Projektgruppe Migration bei uns im Hause, die dabei ist, die bpb langfristig und systematisch auf das Thema Migration und Integration einzustellen. Dann möchte ich Ihnen die Grüße von Thomas Krüger, unserem Präsidenten überbringen: er wäre gern heute dabei, ist jedoch durch den parallel stattfindenden Tag der offenen Tür unseres neuen Hauses in Bonn verhindert. Ich freue mich sehr, dass es nach unserer ersten gemeinsamen Veranstaltung mit DOMiT und dem Netzwerk Migration im Oktober vergangenen Jahres in Brühl gelungen ist, das Projekt Migrationsmuseum erneut und auf einer - wie die Zahl der Förderer dieser Veranstaltung zeigt - noch breiteren Grundlage öffentlich zur Diskussion zu stellen. Wir setzen also nicht beim Nullpunkt an, sondern können auf vielfältige Initiativen nicht nur in Deutschland, auch europaweit zurückgreifen.



Meine Damen und Herren, ich will Ihnen nun wieder eine Liste unserer -inzwischen angewachsenen Produkte und Publikationen zum Thema Migration vorstellen: ich empfehle Ihnen einen Blick auf unseren Büchertisch im Foyer und insbesondere auf unsere wirklich immer besser werdende Homepage, seit neuestem mit einer sehr attraktiven Expertendatenbank zum Thema Einwanderungsland Deutschland - soviel als kleiner Hinweis auf ein neues Angebot in diesem Bereich.

Zu unserem Thema: An Stelle eines historiografischen oder kultur- oder museumspolitischen Diskurses (in den uns gleich im Anschluss Herr Prantl einführen wird) gestatten Sie mir nur einige, genauer gesagt drei, Anmerkungen zum Projekt Migrationsmuseum und den Aufgaben, denen sich insbesondere die politische Bildung gegenüber sieht.

Meine Damen und Herren, unstrittig ist natürlich zweierlei: Erstens - und das ist ja die richtige Ausgangsthese von DOMiT und dem Netzwerk Migration - ist, dass das Thema Einwanderung in unseren erinnerungspolitischen und bildungspolitischen Institutionen und Diskursen völlig unterrepräsentiert und oft nur oberflächlich- wenn nicht falsch - behandelt wird. Hier hinkt vieles den gesellschaftlichen, politischen und sozialen Realitäten hinterher. Unstrittig daher auch, dass bildungs- und kulturpolitische Lobbyarbeit für ein Migrationsmuseum sich breit legitimiert. Als politische Bildner wissen wir, wie gut man mit Visualisierungen und neuen Vermittlungsformen in Museen und Ausstellungsräumen arbeiten kann, ja muss, um ein an Bilder und Events gewohntes (jugendliches) Publikum zu erreichen. Daher möchte ich das fast eigennützige Interesse unseres Hauses an einem neuen attraktiv gemachten Erinnerungsort betonen, der neue empathische und emotionale Zugänge zum Thema Zu - und Einwanderung anbietet.

Zweitens - Bei aller Begeisterung für dieses spannende Projekt: auch hier wird es darum gehen, intellektuelle Untiefen oder Fallen zu vermeiden bzw. ihnen offen ins Auge zu blicken. Lassen Sie mich zwei nennen: Erstens sollten wir aufpassen, dass das Projekt Migrationsmuseum sich nicht nahtlos in die Historisierung und Musealisierung (und damit die damit zuweilen verbundene ganz schädliche Kulturalisierung) immer weiterer Lebensbereiche einreihen

lässt: also nach dem Sportmuseum, dem Zucker und Schokoladenmuseum nun eben ein Migrationsmuseum, das sich ein routiniertes Kultur - und Citymarketing stolz an die Brust heften kann. Wir halten es für ganz wichtig, die ja damit verbundene Konstruktion und Entscheidung über einen neuen geschichts- und erinnerungspolitischen Diskurs offensiv und breit zu diskutieren. Vielleicht geht es ja beim Thema Migration nicht nur oder auch gar nicht so sehr um Vergangenheit, sondern um die Zukunft dieser neuen deutschen Einwanderungsgesellschaft. Was dieser vielbenutzte Terminus eigentlich bedeutet unter den Bedingungen des 21. Jahrhundert mit seinen ganz anders gearteten Chancen und Risiken, ist meines Erachtens weder hierzulande noch auch in anderen Teilen Europas klar. Ein neuer Blick, ein neuer Diskurs auf ALLE mit Migration und Integration verbundenen Fragen tut Not: es geht ebenso um die Potentiale und die Gewinnzuwächse, die uns sprachliche, kulturelle und religiöse Vielfalt auf allen Ebenen bringen können (im Fußball und Basketball gibt es da ja keine Kontroversen mehr!), aber auch um die nüchterne und tabulose Diskussion der politischen und sozialen Problemzonen, mithin auch der Grenzen einer "Anerkennungspolitik". Wir empfehlen, den erinnerungspolitischen Diskurs um das Museumsprojekt ganz eng mit der Debatte über Deutschlands Zukunft als Einwanderungsland zu verzahnen. Eine Klärung der Zukunftsfragen kann ganz integral auch zur konzeptionellen Festigung und Entwicklung des museumspolitischen Projekts beitragen.

Auch ein abstrakt dichotomisierender oder gar konfrontativer Diskurs, der eine Mehrheitsgesellschaft gegen eine "Minderheitsgesellschaft" aus Migranten stellt, ist meines Erachtens nicht hilfreich, wenn es darum geht, das Thema Einwanderung und insbesondere unser Projekt zu befördern. Wie soll Identität und Kultur dieser beiden fiktionalen Identitäten aussehen? Längst löst sich doch unsere Mehrheitsgesellschaft in viele interessante und weniger interessante Bestandteile auf, und auch Migranten sind dabei sich neu zu definieren: Lassen Sie es mich mit den Worten von Feridun Zaimoglu sagen: "Nicht nur von Politpopulisten und Fremdenskeptikern, sondern auch von denen, die das Meinungsmonopol halten, wird noch immer behauptet, wir müssten uns über Identität, Kultur und Wurzeln unterhalten. Von meinem Selbstverständnis bin ich Deutscher mit türkischen Eltern. Was ist damit gewonnen, wenn dauernd die Identitätskarte gespielt wird?? Wir in Deutschland schwanken zwischen einer gewissen Kleinbürgernarkose und einer Multikulti-Lustigkeit die mit meinen Verhältnissen nicht zu tun hat. Etwas Neues ist entstanden, das mit dem Türkenklischee gebrochen hat und sich nicht so einfach festlegen lässt."

Ich meine, wir sollten jenseits alter Grabenkämpfe und Klischees neugierig auf einen neuen Diskurs sein, der gerade erst begonnen hat. Vielleicht kann uns die etwas karge aber mit Aufbruch und Neuanfang konnotierte Umgebung und Atmosphäre dieses Hauses aus den Fünfziger Jahren dazu inspirieren.

Ich danke Ihnen sehr für die Aufmerksamkeit und wünsche uns allen einen spannenden und produktiven Verlauf der Tagung.

Historische Erinnerung und Partizipation: Herausforderungen für die Kultur- und Gesellschaftspolitik in der Einwanderungsgesellschaft

Dr. Heribert Prantl, Süddeutsche Zeitung, München

Es gab eine Zeit, da waren die Deutschen die Türken der USA. Das ist gut 150 Jahre her. New York war damals, nach Berlin und Wien, die Stadt mit den meisten deutschsprachigen Menschen. Damals wanderten Jahr für Jahr gut hunderttausend Deutsche in die USA ein, 1854 waren es 215.000. Sie taten sich sehr schwer mit der Integration, blieben am liebsten unter sich: Die Deutschen bauten sich ihre eigenen Kirchen, hatten ihre eigenen Pfarrer, kauften in deutschen Geschäften, lebten in deutschen Vereinen, gingen in deutsche Theater, trugen deutsche Trachten, kochten deutsches Essen, tranken gern Bier und setzten sich gern in den Biergarten, zumal am Sonntag.



Den eingewanderten amerikanischen Puritanern, die den Tag des Herrn fromm und leise zum Bibellesen nutzten, gefiel das überhaupt nicht. Sie sahen Seelenheil und Sittenreinheit der amerikanischen Nation durch die Deutschen gefährdet, erklärten die Biertrinkerei zu unamerikanischen Umtrieben und zogen gegen das deutsche Laster in Wort und Tat zu Felde. Die ausländergefeindliche, genauer gesagt die deutschefeindliche Stimmung wuchs zum Deutschenhass, das deutsche Theater in New York wurde angezündet. Es kam zu einem regelrechten Kleinkrieg zwischen den Amerikanern und den eingewanderten Deutschen.

Die Deutschen waren, wie gesagt, die Türken der USA. Die Streitpunkte damals waren natürlich nicht das Kopftuch und nicht das Schächten. Aber der Sammelvorwurf gegen die Deutschen lautete genauso wie heute gegen die Türken in Deutschland: "Die integrieren sich nicht, die bleiben unter sich.." In Chicago heizte eine ultra-konservative politische Partei namens "Americans only" den Konflikt an, ihr Kandidat Dr. Levi Boone wurde Bürgermeister.

Der neue Bürgermeister erhöhte die Alkoholsteuer um sechshundert Prozent und verbot den Bierausschank am Sonntag. Am ersten Sonntag nach dem Verbot, es war der 21. April 1855, schickte er die Polizei zur Kontrolle in die Wirtschaften. Als an die zweihundert deutsche Gäste und etliche Wirte wegen Zuwiderhandlung verhaftet und eingesperrt wurden, kam es zum deutschen Aufstand. Egon Erwin Kisch, der rasende Reporter, hat die Szenerie geschildert: "Von der Nordseite der Stadt, aus der deutschen Kolonie, wälzte sich eine Menschenmenge unter der Parole, die Bastille zu stürmen, gegen das Court House, in dem einige Gastwirte gefangen saßen, weil sie am Sonntag Bier ausgeschenkt hatten. In der North Clark Street wollte ein Polizeikordon den Demonstrationszug aufhalten, aber die sonst so friedfertigen Deutschen waren diesmal nicht wiederzuerkennen; auf den Kampf ruft hin 'Da sind die Kerle, die die Bierhäuser am Sonntag schließen', stürzten sie sich gegen die Wache." (Schlusszeichen unklar). "Beer Riots" heißt das in den Archiven. Das klingt lustiger, als es war. Die Polizei schoss in die aufgebrachte Menge, aus der Menge wurde zurückgeschossen. Peter Martin, ein deutscher Schuhmacher, starb, Dutzende wurden verletzt.

Die deutschen Immigranten zogen ihre Lehre: Um ihre Interessen zu wahren, beteiligten sie sich zunehmend an der Politik, Bürgermeister Boone wurde ein Jahr nach den Unruhen abgewählt, die Prohibition wieder aufgehoben. Aber Integration blieb eine mühsame Geschichte. Im Jahr 1859, als die deutschen Immigranten zum hundertsten Geburtstag von Friedrich Schil-

ler im ganzen Land große Feste feierten, wurde in Chicago erstmals ein Deutscher zum Sheriff gewählt - ein Aufschrei bei den eingesessenen Amerikanern war die Antwort. „Wie schändlich wird es sein“, schrieb die Chicago Times, „wenn im vorkommenden Falle ein Deutscher einen Amerikaner hängen wird!“

Diese Geschichten sind, diese Geschichte ist kaum bekannt hierzulande. Es gibt keine Erinnerung. Die Auswanderung kommt im kollektiven deutschen Gedächtnis nicht vor, sie ist nicht Teil der erinnerten nationalen Geschichte. Für das national erweckte Deutschland war wohl Auswanderung Schande, für das wilhelminische Deutschland so eine Art Krätze am Leib der Germania. Darüber redet man nicht.

Deutsche Auswanderungsgeschichte: Das ist, das wäre die Erinnerung an den Menschenverkauf durch die Fürsten im 18. Jahrhundert. Auswanderungsgeschichte: Das wäre vor allem die Erinnerung an schlechte Zeiten, an Hunger, Not, Elend und Kartoffelfäule. All das wäre in wilhelminischen Zeiten geadelt und heroisiert worden, wenn man die Auswanderung als deutsche Landnahme hätte deuten können, wenn also die Auswanderer in Amerika ein Neu-Deutschland gegründet hätten, so wie die Engländer ihr New England, oder wenn Deutsch eine Nationalsprache geworden wäre, so wie das Französische in Kanada. Aber so war die Geschichte nicht. Die Deutschen amerikanisierten sich nach rebellischen Anfangsjahren dann doch ziemlich rasch. Und die großen und ruhmreichen Einzelleistungen deutscher Auswanderer waren aus der Sicht einer nationalen und antisemitischen Geschichtsschreibung nicht besonders tauglich, denn viele der ruhmreichen Auswanderer waren Juden.

Adolph Ochs, Sohn eines Einwanderers aus dem bayerischen Fürth, war Jude. Er übernahm 1896 die damals zum Revolverblatt heruntergekommene New York Times, die nur noch 7000 Leser hatte, und arbeitete daran, sie zum Weltblatt zu machen. Levi Strauss war ein jüdischer Hausiererbub aus dem fränkischen Buttenheim und rackerte sich hoch zum Großfabrikanten für Jeans. Dr. Abraham Jacobi aus Hartum in Westfalen, der aus dem Münchener Gefängnis geflohen war, eröffnete in New York eine Arztpraxis, wurde zum Pionier der Kinderheilkunde in den USA und durch seine Publikationen in der ganzen Welt bekannt.

Aber da gab es auch nichtjüdische Auswanderer, die amerikanische Wunder vollbrachten: Der Uhrmacher und Optiker Heinrich Göbel, eingewandert aus Springe an der Deister, der 1854 die Glühbirne erfand, mit verkohlter Bambusfaser im luftleeren Glaskolben, 25 Jahre bevor Edison die Erfindung aufgriff. Da ist ein pfälzischer Taugenichts namens Heinrich Gustav Hildgard, der im Jahr 1853 aus der Pfalz erst nach Hamburg und dann mit dem nächstbesten Schiff nach Amerika floh, vor wachsenden Schulden, einem gestrengen Vater und dem Zwang zum bayerischen Militärdienst. Als Henry Villard wurde er wie nur wenige zum Inbegriff des amerikanischen Erfolgsmannes. Er war der Eisenbahn-Pionier, der seine Spuren von Chicago bis zum Pazifik hinterließ - er baute die Northern Pacific Railroad.

Die Geschichte der deutschen Auswanderung nach Amerika ist voller Abenteuer, die nicht oder fast nicht in die nationale Erinnerung eingegangen sind. Und so überlieferte sich Auswanderung nur in der familialen Geschichte - in Form des sprichwörtlichen reichen Onkels aus Amerika. Aber auch der reiche Onkel stand dann nicht mehr so hoch im Kurs, als sich die Deutschen im Wirtschaftswunderland der späten Adenauer-Zeit aufmachten, selbst wohlhabend zu werden. Ein Land, das sich selber sein Wunder schuf, brauchte keinen reichen Onkel in Amerika mehr. Und so starb auch dieser Rest von Erinnerung an die deutsche Auswanderung. Also ist die deutsche Auswanderung nicht präsent in Deutschland, sie spielt so wenig eine Rolle, wie die Geschichte der Einwanderung eine Rolle spielt. Ich denke, dass beides zusammenhängt.

Wäre in Deutschland die eigene Auswanderungsgeschichte präsent, hätten die Probleme der Einwanderung und Integration wohl nicht so lange brach liegen können. Vielleicht hätten die Deutschen, ihre eigene Migrationsgeschichte vor Augen, nicht diese Heidenangst vor der Einwanderung gehabt und davor, das Kind beim Namen zu nennen, vielleicht hätten sie statt den

den jahrelangen Glaubensstreit um das Wort "Einwanderungsland" zu führen, sich der Probleme angenommen, die sich daraus für Deutschland ergeben, vielleicht wären sie einerseits gelassener, andererseits sensibler für die Erfordernisse der Integration gewesen. Sie hätten vielleicht ein wenig mehr Verständnis dafür gehabt, dass sich Migranten zunächst nicht so gern in der allzu fremden Aufnahmegesellschaft niederlassen, sondern in einer Gemeinschaft ihresgleichen, in der sie vertraute Bräuche und die eigene Sprache pflegen.

Vielleicht hätten sie ein wenig mehr Verständnis dafür gehabt, dass Ausländerviertel für die Einwanderer, wie Klaus Bade so schön sagt, eine Art Kulturschleuse im Einwanderungsprozess sind - aber nicht zwangsläufig zur Ghettobildung, zum Zusammenleben in abgeschotteten Subkulturen führen mit zum Teil hoher Kriminalität. Der Freiburger Politikwissenschaftler Dieter Oberndörfer hat darauf hingewiesen, dass die Verwandlung großstädtischer Einwandererviertel in Ghettos kriminalisierter Subkulturen in den USA in vielen Fällen nicht zuletzt eine Folge des Stopps weiterer Zuwanderung durch die Einwanderungsgesetzgebung in der Zeit zwischen den Weltkriegen war. Die sozial Erfolgreichen verließen die ethnischen Subkulturen, die Erfolglosen blieben übrig.

Ausländerviertel als Kulturschleusen: Es ist nun einmal so, dass gemeinsames Wohnen den Einwanderern der ersten Generation Möglichkeiten des Eingewöhnens und der Beratung durch Bekannte und Verwandte bieten. Das war vor 150 Jahren so, als sich die Deutschen in den Vereinigten Staaten zurecht finden mussten, das ist so, wenn sich die Türken heute in Deutschland zurecht finden müssen. Je geringer der Anpassungsdruck von außen ist, umso rascher lösen sich diese Gemeinschaften auf.

Der Psalmist sagt: Bleib im Land und nähre dich redlich. Heinrich Schütz hat diesen Psalm vertont - und der Satz ist sprichwörtlich geworden. Vielleicht liegt es an der inneren Einstellung, die darin zum Ausdruck kommt, dass Migration im deutschen Denken, in der deutschen Erinnerung, im historischen Bewusstsein keine Rolle spielt - die Auswanderung aus Deutschland nicht, die Einwanderung nach Deutschland auch nicht. "Bleib im Lande und nähre dich redlich."

Seit 120 Jahren findet Einwanderung in Deutschland statt - und gleichwohl tun Politiker bis in unsere Tage hinein so, als seien sie die ersten, die damit konfrontiert sind. Doch schon im Jahr 1880 haben die ostdeutschen Gutsbesitzer damit begonnen, Arbeitskräfte aus Polen anzuwerben und auf ihren Gütern zu beschäftigen. Die Geschichte der Gastarbeiter in Deutschland begann also nicht erst in den späten fünfziger Jahren, sondern Jahrzehnte früher: Der Reichstag in Berlin, das Reichsgericht in Leipzig, die U-Bahn in der Reichshauptstadt und das deutsche Eisenbahnnetz sind überwiegend von ausländischen Arbeitern gebaut worden. Und schon damals, vor hundert Jahren, schwankte, wie 1970/80 wieder, die öffentliche Diskussion zwischen Arbeitskräftebedarf und Überfremdungsangst. Die Wirtschaft suchte billige und willige Arbeitskräfte, bei denen man es mit den neuen Bismarckschen Sozialgesetzen und den Unfallverhütungsvorschriften nicht so genau nehmen musste. Und die Gewerkschaften sahen schon damals, hundert Jahre vor der EU-Erweiterung, das gesamte Lohngefüge von den Ausländern bedroht. Aus den polnischen Wanderarbeitern, die in den Ruhrpott kamen, wurden Einwanderer - und es tobte deswegen ein Streit, wie wir ihn in der jüngeren Vergangenheit in den Wahlkämpfen wieder erlebten: Die Alldeutschen warnten vor einer Polonisierung Deutschlands, und die Tonlage dabei unterschied sich von der heutigen Warnung vor der Islamisierung Deutschlands wenig. Mit dem Schlagwort "Deutschland den Deutschen" wurde im späten Kaiserreich nationalistische Kraftmeierei betrieben. Und die Ruhrpolen, die preussische Staatsbürger geworden waren, flüchteten vor den Diskriminierungen in die Subkultur des Milieus. All das kommt einem bekannt vor.

Aber es gibt keine Erinnerung daran, und es gibt auch keine Erinnerung an Gesetzgebung und Verwaltungspraxis von damals. Der Gesetzgeber auf dem Gebiet des Ausländerrechts ist ein Gesetzgeber ohne Gedächtnis. In anderen Rechtsgebieten ist es so, dass sich das Recht fort-

entwickelt, dass es aufbaut auf dem, was war, dass es sich wandelt, korrigiert, dass es lernt, dass der Gesetzgeber es verbessert, dass das Parlament legislativ auf die gesellschaftlichen Veränderungen reagiert. Es gab daher in den vergangenen hundert Jahren große Fortschritte im Strafrecht und gewaltige Fortschritte im bürgerlichen Recht, zumal im Ehe- und Familien-Recht, auch im Staats- und Verfassungsrecht. Im Ausländerrecht gab es diese Fortschritte nicht. Das Ausländerrecht ist ein Recht, das auf der Stelle tritt; Politik und Gesetzgeber stehen vor der Einwanderung und ihren Problemen immer wieder von neuem wie der Ochs vor dem Berg.

Wenn Politik kein Gedächtnis hat, handelt sie hirnlos: Viele der 1970 und 1980 heiß diskutierten und praktizierten Maßnahmen hätte man eigentlich nicht mehr lang diskutieren und ausprobieren müssen, weil sich ihre Untauglichkeit oder Gefährlichkeit schon Jahrzehnte vorher erwiesen hatte. Schon im preußischen Staat war ein Rotationsmodell ausprobiert worden: Die polnischen Arbeitskräfte wurden also jeweils nach Ende der Arbeitssaison wieder nach Hause geschickt, weil dies, wie es im preußischen Innenministerium hieß, das einzige Mittel sei, „den ausländischen Arbeitern und auch der heimischen Bevölkerung immer wieder zum Bewusstsein zu bringen, dass sie nur geduldete Fremdlinge seien und ihre dauerhafte Sessbarmachung ausgeschlossen“ ist. So ähnlich stellte man sich das vom Beginn der Gastarbeiterphase bis Mitte der siebziger Jahre auch in der Bundesrepublik wieder vor. Und die großen Versäumnisse der Ausländerpolitik beruhen auf diesem Irrtum. Die Crux der deutschen Ausländerpolitik besteht darin, dass sie bis zum heutigen Tage nicht für die ausländischen Einwanderer gemacht wird, sondern für die Deutschen, für die deutschen Wählerinnen und Wähler. Sie waren, sie sind, weit mehr als in vielen anderen europäischen Ländern, Adressaten der sogenannten Ausländerpolitik.

Und deshalb ist Ausländerpolitik und Ausländerrecht in Deutschland die Geschichte des immer Gleichen. Die Geschichte des Ausländerrechts in Deutschland besteht in der Wiederkehr der immer gleichen Diskussionen, der immer gleichen Argumentationsmuster. Es ist, als würde das selbe Stück Ausländerpolitik in Deutschland immer wieder neu inszeniert. Im Jahr 1913, als zur Bewahrung der deutschen Eigenart ein Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz verabschiedet wurde, das ohne große Änderungen bis zum Jahr 2000 galt, verlangte der nationalliberale Abgeordnete Beck von den Immigranten Ähnliches, wie dies noch 78 Jahre später Angela Merkel und Friedrich Merz taten. Er verlangte „ein Mitempfinden, ein Verstehen der Volksseele, ein Hineinwachsen in die Verhältnisse, die die Entwicklung der Geschichte und die Zusammensetzung unseres Volkes mit sich bringt.“ So ähnlich wie der nationalliberale Abgeordnete Beck im deutschen Reichstag von 1913 formulierten es führende CDU-Politiker in der sogenannten Leitkulturdebatte im Herbst 1990.

Nationalgefühl sollte ein Gefühl sein, das sich von selbst versteht und sich nicht aufdrängt; ein stiller und kein lauter Besitz. Wenn es um das Deutsch-Sein geht, wird die Sache in Deutschland immer aufgeregt. Dann fordern Politiker dazu auf, "unverkrampt" zu denken, dann versuchen sie, eine "Leitkultur" zu definieren, dann wird ein "gesundes Nationalgefühl" gelobt und eine ungesunde Debatte darüber entfacht. Dann wird der deutsche Patriotismus gewogen und für zu leicht befunden. Dann wird ein Satz gesucht, der für einen Glaubenskrieg tauglich ist, weil offenbar Glaubenskriege in Deutschland seit dem Jahr 1618 zur deutschen Normalität gehören. Die Suche nach einem glaubenskriegtauglichen Satz ist auch im demokratischen Deutschland nicht besonders schwierig: Es gibt ein festes Repertoire; es handelt sich jeweils um Chiffren mit langer Geschichte. Sie sind fatal und lauten: „das Boot ist voll“. Manchmal sind sie auch nur platt und ein wenig blöd wie der Satz: „Ich bin stolz, Deutscher zu sein.“ All diese Sätze werden in den politischen Debatten und in den Feuilletons seit der Weimarer Republik hinauf- und hinuntergeprügelt. Sie dienen der inneren Mobilmachung und kommen zum Einsatz wie ehemals Trommeln und Fanfaren im Heer des alten Fritz. „Wenn die Fahne flattert, ist der Verstand in der Trompete“, heißt es ebenso bissig wie richtig über die Rationa-

lität, die dabei herrscht. Der Nationalismus, so hat Karl Kraus einmal gesagt, „ist die Liebe, die mich mit den Dummköpfen meines Landes verbindet“. Wer will ein solcher Dummkopf sein?

Es wäre eigentlich ganz einfach, die albern-aggressive Formel vom „Stolz, Deutscher zu sein“ einfach durch Liebe zu Land, Leuten und Heimat zu ersetzen. Leitkultur ist ein Tot-schlags-Wort: Wer von Leitkultur redet, will nicht integrieren, sondern provozieren. Leitkultur ist ein Wort der Überhebung, der Überheblichkeit, der Null-Toleranz. Wer nur darlegen will, dass Einwanderer in Deutschland Deutsch lernen und der Werteordnung des Grundgesetzes zustimmen müssen - der braucht für solche Selbstverständlichkeiten das Wort Leitkultur nicht.

Einwanderung hat Deutschland geprägt und verändert, die meisten machen es sich gar nicht bewusst, wie sehr. Wir reden viel über die Probleme der Einwanderung. Die Reichtümer und Schätze, die unser Land dabei gewonnen hat - ich meine nichts Monetäres, sondern Kulturelles - sind uns etwas Selbstverständliches geworden.

Es gibt ein paar Bilder, Spots, die Szenen aus der Einwanderungsgeschichte bewahrt haben; sie sind der Ausgangspunkt, um Geschichte und Geschichten festzuhalten. Da ist das berühmte Bild vom Portugiesen Armando Rodrigues aus dem Dorf Vale de Madeiros. Am 10. September 1964 traf er auf dem Bahnhof Köln-Deutz ein, der Präsident der Bundesanstalt für Arbeit begrüßte ihn als millionsten „Gastarbeiter“. Und der junge Portugiese erhielt als Gastgeschenk ein Moped und einen Blumenstrauß. Das Moped ist heute ein zentrales Artefakt in der Dauerausstellung zur Geschichte der Bundesrepublik im Haus der Geschichte in Bonn. Ein Hinweis auf das weitere Schicksal des Portugiesen findet sich dort nicht: Rodrigues erkrankte 1981 während seines Urlaubs in Portugal, er bezahlte seine Arztbesuche selbst, weil er nicht wusste, dass er durch seine Beitragszahlungen auch im Urlaub krankenversichert war; er starb wenig später im Alter von 51 Jahren.

Private Initiativen und Stiftungen haben damit begonnen, diese Lebensgeschichten zu sammeln. Das hat wenig mit Sentimentalität zu tun; es geht vielmehr darum, sich die Quellen der jüngsten Geschichte zu sichern. Deshalb sind die Bemühungen um ein Migrationsmuseum in Deutschland kultur- und gesellschaftspolitisch so wichtig. Die Körber-Stiftung hat Geschichten, die Einwanderer aus der Türkei erzählen, aufgezeichnet und in einem Band gesammelt. Es sind kleine Geschichten, die auch davon erzählen, wie sich der Alltag in diesem Land in wenigen Jahrzehnten verändert hat. Das ist die Geschichte der Tellerwäscherin Bedriye Furtina, die 1959, ihrem Mann folgend, nach Hamburg kam: „Gemüse gab es am Anfang nicht. Erst später kam Spinat hierher, so wie ich ihn kannte. Und noch später kamen Auberginen, Paprika, alle Arten von Gemüse nach Deutschland. Auf dem Markt verteilten die Händler damals Rezepte: Auberginen werden so gekocht, Zucchini so zubereitet - damit die Deutschen wussten, wie man all das zubereitete. Aber wenn man Knoblauch gegessen hatte, mochte Gott einem beistehen, dann spuckten die Deutschen einem fast ins Gesicht. Und heute essen sie mehr Knoblauch als wir. All diese Zeiten habe ich hier durchgemacht“ - so erzählt Bedriye Furtina, heute 82 Jahre alt, mehr als 40 Jahre davon hat sie in Deutschland verbracht.

Oder Hayrullah Senay, der Gründer der Zentrumsmoschee in der Böckmannstrasse in Hamburg, 1979 zog seine Familie nach Deutschland nach. Er erinnert sich: „Meine Kinder waren damals in der Türkei bereits in der ersten, dritten und vierten Klasse und sprachen natürlich kein Wort Deutsch, als sie nach Deutschland kamen. Sprachunterricht für die ankommenden Familien gab es nicht. Stattdessen richtete man in den Schulen Ausländerklassen ein. Was geschah aber, wenn man dreißig türkische Kinder in eine Klasse stopfte? Sie bleiben weiterhin Ausländer. Der Staat beziehungsweise die Schulen haben den Kindern nicht geholfen, die Sprache zu erlernen. Und wir Eltern kannten das Erziehungssystem in diesem Land auch nicht. Da unser Sprachdefizit noch größer war als das unserer Kinder, konnten wir ihnen nicht helfen...“

Fast alle Deutschen haben wohl ihre eigenen kleinen und großen Erlebnisse mit Migration. In meinem Leben gibt es eine Geschichte, die mir zum erstenmal die deutsche Auswanderung nach Amerika, und eine andere, die mir die türkische Einwanderung nach Deutschland nahegebracht hat. Die erste Geschichte ist zugleich mein journalistisches Urerlebnis: Ich war ein Bub von acht, neun Jahren und sitze neben meiner Großmutter am großen Küchentisch, sie schreibt Briefe, mit Feder und Tinte, viele Briefe, und ich lege immer wieder das Löschblatt auf die Bögen. Großmutter also schreibt Brief um Brief in die Vereinigten Staaten, an alle, die irgendwann aus unserem Dorf in der Oberpfalz ausgewandert sind. Sie sucht das Grab ihres Sohnes, meines Onkels, der als Oberbootsmannsmaat der Kriegsmarine der Stolz des Dorfes gewesen war. Sein Unterseeboot U 85 war im Jahr 1942 vor der US-Küste torpediert worden und sein Leichnam war, davon ging sie aus, aus dem Wasser gefischt worden. Sie schrieb also, viele Tage lang. Und Briefe kamen zurück in schon etwas ungelenktem Deutsch, von Leuten, die sich für meine Oma auf den Soldatenfriedhöfen umgeschaut hatten. Und eines Tages traf ein dickes Couvert mit Photos ein, und Großmutter sagte lang nichts und streichelte nur die Kanten der Bilder. Man sah darauf einen weißen Grabstein und darauf steht: "Oskar Prantl" Der Fotograf hatte eigens Urlaub genommen, war 800 Meilen weit gereist, das Grab gefunden und einen Blumenstock hingestellt. Und ich, der kleine Bub, hatte das Gefühl, zwischen meiner Oma und Amerika spannen sich zarte Fäden, gibt es eine Verbindung, fein und silbrig, wie Großmutter's Haar. Das war, im Dabeisitzen, meine erste journalistische Recherche.

Acht Jahre später, ich war siebzehn, man schrieb das Jahr 1970, war die damals heiß umstrittene Volkszählung. Wir Gymnasiasten konnten uns ein schönes Geld verdienen, wenn wir mit den Fragebögen in die Haushalte gingen. Ich bekam unter anderem die Straße zugeteilt, in der das alte Krankenhaus lag, in dem ich geboren worden war. Dort wohnten jetzt die ersten Gastarbeiter im Dorf: Türken. Und ich hatte eine Vorlage dabei, auf der die Fragen in Türkisch standen, und begann schon im Hausflur laut zu deklamieren. An die zwanzig Leute wohnten wohl im Haus und ich mühte mich redlich und für jeden der zwanzig sollte wohl ein Bogen ausgefüllt werden Geburtsdatum, Schulbildung und so weiter. Und ich lernte erstaunt, dass nicht jeder Mensch sein genaues Geburtsdatum kennt - erst verlegen, dann später lachend haben wir uns auf ein Jahr geeinigt. Und dort, in meinem Geburtskrankenhaus, aus dem ein Gastarbeiterheim geworden war, habe ich ein erstes türkisches Wort gelernt, das ich auf den Fragebögen immer wieder ankreuzen musste: ekil okul - Volksschule.

Integration kommt nicht von allein. Bundespräsident Johannes Rau hat es am 20. Mai 2000 im Haus der Kulturen gesagt: „Man muss etwas dafür tun.“ Und diese Mahnung gilt für beide Seiten - für die neuen und für die alten Bürger. „Das ist oft anstrengend“, sagt der Bundespräsident. „Wir dürfen diese Anstrengung nicht missverstehen als einen mildtätigen Akt, mit dem wir Ausländern einen Gefallen tun. Wenn wir etwas für bessere Integration tun, dann tun wir das nicht nur aus Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe, sondern in unserem aufgeklärten Eigeninteresse.“

Es geht um den Aufbruch in die neue Migrationsgesellschaft, den Aufbruch auch der eingewanderten Deutschen. Doch der Aufbruch in diese neue Gesellschaft dauert unendlich lange. Er ist mühsam, er wird oft, kaum dass er begonnen hat, wieder gestoppt. Die Politik der CDU/CSU ist exemplarisch dafür, sie ist immer noch typisch für die großen Schwierigkeiten, die große Teile der deutschen Gesellschaft mit der Einwanderung haben. Aufbruch in die Integrationsgesellschaft: Die Union benimmt sich dabei so, wie sich eine westdeutsche Familie in den fünfziger Jahren bei einer Urlaubsreise ins Ausland benommen hat: Damals, als die Westdeutschen die Welt zu entdecken begannen, als sie feststellten, dass hinter dem Brenner die Welt zwar schön ist, aber das Essen ganz anders schmeckt, in den fünfziger Jahren also, als der Urlaub an der Adria noch eine Art Expedition war, da begann die große Reise so: Die Familie nahm die Kernvorräte aus der Speisekammer, sie packte eine gehörige Ration heimischer Lebensart in den VW-Käfer. Und so war mit Hartwürsten und Schweinskopfsülze im Einmachglas das Überleben in der Fremde gesichert.

So ähnlich also bricht die CDU auf in die neue Einwanderungsgesellschaft: Sie nimmt den vertrauten Vorrat an Sprüchen mit auf die Reise, sie greift hinein ins Reservoir ihrer Formeln vom Vater- und vom Abendland. Sie nimmt möglichst viel von ihrer gewohnten politischen Verpflegung mit, um sich so vor den vermeintlichen Gefahren der Einwanderungsgesellschaft zu schützen - wo, wie sie glaubt, ihr Vergiftung droht. Die CDU-Papiere mit Zuwanderungskonzepten kann man als eine Art Packzettel für die große Reise der CDU betrachten: Man schleppt viel von der gewohnten, schwer verdaulichen Kost mit sich, weil die man sich sonst gar nicht trauen würde, ins Einwanderungsland Deutschland aufzubrechen. Die Partei tut es zögerlich und unter Mut machendem Absingen der alten Lieder. Sie traut sich nicht einmal zu sagen, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist; dieses Bekenntnis versteckt sich hinter dem Satz, dass Deutschland eine vernünftige *Zuwanderungspolitik* brauche; nicht einmal das Wort „Einwanderung“ traut sich die CDU also richtig auszusprechen. Aber: Sie hat immerhin das Buchstabieren erst begonnen.

Um das würdigen zu können, muss man wissen, wo diese Partei herkommt. Und dies lässt sich am besten anhand der Begründung zu einem damals neuen Ausländergesetz beschreiben, die unter Friedrich Zimmermann, CSU-Innenminister im Kabinett Kohl, im Februar 1988 geschrieben worden ist. Dort stand zu lesen: Die Zuwanderung von Ausländern bedeutet „Verzicht auf die Homogenität der Gesellschaft, die im Wesentlichen durch die Zugehörigkeit zur deutschen Nation bestimmt wird ... Die gemeinsame deutsche Geschichte, Tradition, Sprache und Kultur verlören ihre einigende und prägende Kraft. Die Bundesrepublik Deutschland würde sich nach und nach zu einem multinationalen und multikulturellen Gemeinwesen entwickeln“. Mit solchen Sätzen, mit denen man gut und gern auch das Parteiprogramm der Republikaner schreiben oder eine Reichstagsdebatte im Jahr 1905 hätte bestreiten können, wurde Einwanderung verteufelt. Der Ausländer galt als Störer, gegen den die nationale Kultur verteidigt werden muss. Und deshalb wurde das Ziel des damals geplanten „Ausländeraufenthaltsgesetzes“ ganz offen so postuliert, „Zuwanderungen“ von Ausländern „auf Dauer abwehren zu müssen“.

Das alles, bis auf den letztgenannten Satz, schwimmt in CDU-Papieren nach wie vor herum. Es würde nicht besonders auffallen, wenn die alten Zimmermannschen Formulierungen noch immer enthalten wären - diesmal nicht als Abwehrformeln gegen die Einwanderung an sich, sondern um ihre Gefahren zu beschreiben und die kulturellen Werte zu beschwören, denen sich Einwanderer zu beugen hätten. Es ist fast ein wenig amüsierlich, wie die CDU versucht, die „Werteordnung unserer christlichabendländischen Kultur“ zu beschreiben, wie sie sogar das römische Recht mit hineinpackt (aber das germanische vergisst, von dem im deutschen Zivilrecht auch einiges steckt). Niemand wird der CDU darin widersprechen, dass Europa christlich geprägt worden ist. Aber daraus kann man kein Förmchen machen, mit dem man Einwanderer modellieren kann. Die CDU macht den gefährlichen Fehler, eine Kultur ein für allemal festschreiben zu wollen. Eine Leitkultur wird aufgestellt wie ein Geßler-Hut, an dem Einwanderer mit tiefer Verbeugung vorbeizumarschieren haben.

Bundesinnenminister Otto Schily hat im Frühjahr 2001 das Wort „Assimilierung“ in die Zuwanderungsdebatte geworfen; darin steckt das lateinische Wort „similis“ - was so viel heißt wie „gleich“ oder „ähnlich“. Das gibt zu verschiedenen Überlegungen Anlass. Erstens: Der Bundesinnenminister äußert sich so ähnlich, wie sich bisher nur Rechtsaußen-Politiker geäußert haben. Zweitens: Schilys Wünsche laufen darauf hinaus, dass die Türken in Deutschland, wenn schon nicht deutsch, so doch deutschähnlich werden sollen. Drittens: Weil niemand so genau weiß, worin „das Deutsche“ oder das „Deutschähnliche“ genau besteht, verlangen die Assimilierer nicht die Annahme eines dann genau zu definierenden Deutschtums, sondern die Aufgabe des Türkentums; wenn die Zuwanderer die bisherigen Lebensgewohnheiten ablegen, den alten Sitten abschwören und ihre alte Sprache nicht mehr sprechen, bleibe ihnen schon nichts anderes übrig, als so zu sein wie ihre deutsche Umgebung. Assimilierung ist so etwas Ähnliches wie eine Abschiebung: Man will zwar nicht den ganzen Türken aus Deutschland

entfernen, aber doch seine Identität und seine Sprache. Die Assimilierungsdebatte hat also Ähnlichkeiten mit der Leitkulturdebatte. Sie ist aber noch ein wenig primitiver und noch ein wenig rabiater: Man tut so, als ließe sich per Assimilierung Einheitlichkeit und Geschlossenheit von Land und Leuten herstellen.

Homogenisieren und sterilisieren kann man die Milch, nicht die deutsche Gesellschaft. Deutschland war immer buntscheckig, und es ist in den vergangenen dreißig Jahren noch buntscheckiger geworden. Kulturelle Unterschiede waren und sind ein Teil von Deutschland. Wer assimilieren will, der vergeht sich also an diesem Teil deutscher Identität, und der leistet einem verdrucksten Rassismus Vorschub. Otto Schily befürchtet das „Entstehen von Parallelgesellschaften“ - darum plädiert er für Assimilierung. Er bleibt hinter den Erkenntnissen seiner Verfassungsschützer zurück; die Parallelgesellschaften gibt es bereits. Und sie werden, wenn Schily mit der Assimilierungskeule auf sie einschlägt, nicht verschwinden, sondern sich verfestigen.

Wir sind beim Kopftuch: Über das Kopftuch wird seit dem Urteil des Bundesverfassungsgericht so hysterisch diskutiert, als sei soeben aufgedeckt worden, dass Bin Laden diese Kopftücher anfertigt. Symptomatisch ist die Kopftuch-Titelgeschichte vom vergangenen Montag im *Spiegel*. Dort wird das Kopftuch ausgebreitet und dann wird alles Böse, Gefährliche und Bedrohliche, das es über den Islam überhaupt zu sagen gibt, hineingewickelt: die Scharia, die Fatwa gegen Salman Rushdi, der islamistische Gewaltprediger Kaplan in Düsseldorf, der Fundamentalismus und der Terrorismus.

Es wird so getan, als sei das Kopftuch die Umhüllung und Verpackung für alles Unheil, das eine Religion anrichten kann. Das Kopftuch wird zur Chiffre für das gefährlich Fremde. Und wer für Mäßigung und Toleranz wirbt, dem wird Naivität und Blindheit vorgeworfen, dem wird gesagt, dass er wohl nicht kapiere, das zwischen dem Kopftuch und den Grausamkeiten des archaischen islamischen Rechts eine unmittelbare Verbindung bestehe: Mit dem Kopftuch fange es nämlich an, mit der Steinigung der Frau nach einem Ehebruch höre es auf. Solcherlei maßlose Kritik gipfelt in dem Satz, den man derzeit in Leserbriefen an Zeitungen findet: Das Kopftuch sei „das Hakenkreuz der Islamisten“. In solcher Maßlosigkeit entlädt sich nicht die Sorge um die Unterdrückung der Frau, sondern der Fremdenhass. Er hat ein neues Objekt gefunden.

In all diesen Aufgeregtheiten tat es gut, in ein historisches Werk zu schauen. Der große, unlängst verstorbene große Historiker Ferdinand Seibt geht in seinem Buch aus dem vergangenen Jahr über „Die Begründung Europas“, dem er den Untertitel „ein Zwischenbericht über die letzten tausend Jahre“ gegeben hat, im Kapitel über die Kleidung auch auf das Kopftuch ein. Und dort schreibt er, abgeklärt und gelassen: „Merkwürdig: Mit dem Kopftuch können wir anscheinend nicht mehr umgehen. Die Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen im letzten Krieg, großenteils Frauen, Russinnen, Polinnen, Ostdeutsche, die deutschen ‚Trümmerfrauen‘ aus den Nachkriegsmonaten mit ihren hochgebundenen Kopftüchern haben wir kaum mehr in Erinnerung. Aber das islamische Kopftuch stört die Öffentlichkeit und hindert die junge Muslimin, in den deutschen Schuldienst einzutreten“.

Die Kopftuch-Debatte leidet an unzulässiger Pauschalisierung und Generalisierung. Natürlich hat der Fundamentalismus an deutschen Schulen nichts zu suchen. Aber ist jede kopftuchtragende Muslimin eine Extremistin? Lehrerinnen und Lehrer, die nicht auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung stehen, haben an der Schule nichts zu suchen. Aber um dies festzustellen, brauchen wir kein neues Gesetz. Dieses Gesetz gibt es schon.

Integration ist ein sensibler Prozess. Mit Haudrauf und Wegdamit und Feldzügen gegen die „Ausländerei“, wie sie vor 195 Jahren Johann Gottlieb Fichte gepredigt hat, wird nur eines erreicht: Die Minderheit flüchtet sich noch mehr in ihr Anderssein, und sie nimmt zu einer aggressiven Ethnizität Zuflucht. Das Konzept eines neuen Zuwanderungs- und Integrationsgesetzes ist ganz anders, sollte ganz anders sein: Es wirbt um die Neubürger, es akzeptiert

kulturelle Unterschiede, pocht aber darauf, dass es einen gemeinsamen Rahmen für alle, für die Alt- und die Neubürger gibt: die Grundwerte der Verfassung und die deutsche Sprache. Integration hat Grundvoraussetzungen, die nicht disponibel sind - aber Assimilation ist dafür das falsche Wort: Wenn ein Zuwanderer sich partout weigert, deutsch zu lernen, und wenn er die Gleichberechtigung der Frau und die Religions- und Glaubensfreiheit nicht akzeptiert, dann hat er in Deutschland nichts verloren.

Eine Haut-und-Haar-Assimilation ist gefährlicher Unsinn, aber: Die Menschen in diesem Land sollen ähnliche, möglichst gleiche soziale Chancen haben auch die Angehörigen der Minderheiten. So kommt man zu innerem Frieden. Solche „Assimilation“ verlangt die Förderung dessen, was Zuwanderer als Besonderheiten mitgebracht haben - kulturelle und sprachliche Kompetenzen. Andererseits sollte die Mehrheitsgesellschaft bereit sein, durch dieses Besondere auch sich selbst zu verändern: Das nennt man dann pluralistische Integration. Man mag sich das Deutschlandbild des Zuwanderungs- und Integrationsgesetzes wie einen Baum mit seinen Jahresringen vorstellen: Es wächst Neues hinzu. Manchmal sind Jahresringe schmal, manchmal breit und unregelmäßig. Daran sollte auch ein Bundesinnenminister nicht herumhobeln.

Das erste Labyrinth der Weltgeschichte baute der Baumeister Dädalus auf Kreta für den wilden Stier Minotaurus. Eines der letzten bekannten Labyrinth baute die Regierung Kohl im Jahr 1990 für die Ausländer, die nach Deutschland kommen und in Deutschland leben wollen. Gemein ist allen Labyrinth, dass es aus ihrem Gewirr kaum ein Entrinnen gibt: man verirrt sich, gerät in Sackgassen, kommt nicht weiter. Das deutsche Labyrinth besteht freilich nicht, wie das der griechischen Sage, aus Mauern und auch nicht, wie die Irrgärten des Barock, aus Hecken und Zäunen. Es besteht aus Paragraphen. Das deutsche Ausländergesetz von 1990 ist ein Gesetz von heilloser Kompliziertheit, das schon deshalb Einwanderern nicht Sicherheit, sondern Unsicherheit gibt. In einem Wust von peniblen Einzelregelungen, von Voraussetzungen und Bedingungen geht die Rechtsklarheit unter. Es ist nicht so, dass Einwanderung in Deutschland derzeit ungesteuert geschieht - sie ist fehlgesteuert. Dieses Ausländergesetz sagt zu Einwanderung und Integration nur ganz verhalten „ja“, schüttet selbst dieses leise Ja aber dann mit zwanzig „aber“ wieder zu. Ein vernünftiges Einwanderungs- und Integrationsgesetz ist notwendig, weil man dieses Ja wieder ausgraben muss.

Der Schriftsteller Joseph Roth, der auf der Flucht vor Hitler im Wahnsinn endete, hat über die untergegangene Donaumonarchie gesagt: „Ich habe es geliebt, dieses Land, das mir gleichzeitig erlaubte, Patriot und Weltbürger zu sein!“ Diese Idee von einem Land, in dem man „Patriot und Weltbürger“ zugleich sein kann, ist in der Europäischen Union wieder auferstanden. Nach Wahlkämpfen, wie sie in den vergangenen Jahren in Deutschland, Belgien, Frankreich, Österreich oder Italien geführt worden sind, ist es freilich nötig, daran zu erinnern, dass in der Europäischen Union Gefahren nicht nur den Schweinen, Schafen und Rindern drohen. Es gibt nämlich nicht nur Tierseuchen, sondern auch politische Seuchen - es gibt die Neo-Nationalismen. Wenn etwa deutsche Politiker stolz bekennen, deutsch zu denken und deutsch zu handeln und mit diesem Deutsch-Stolz ihre Werbestände plakatieren, wenn rechts-extremes Vokabular und Gedankengut entstigmatisiert wird, dann greift die Maul- und Klauen-seuche offensichtlich auf die Politik über.

Joseph Roth hat schon vor siebzig Jahren geklagt und gewarnt: „Die Völker suchen vergeblich nach so genannten Nationaltugenden, die noch fraglicher sind als die individuellen. Deshalb hasse ich Nationen und Nationalstaaten. Meine alte Heimat war ein großes Haus mit vielen Türen und Zimmern für viele Arten von Menschen. Mein Haus ist zerteilt, gespalten und zertrümmert. Ich habe dort nichts mehr zu suchen. Ich bin gewohnt, in einem Haus zu leben, nicht in Kabinen...“ Es ist schon merkwürdig: In einer Zeit, in der das Haus Europa hergestellt wird und die Regierungschefs der Europäischen Union in ihren Konferenzen über die Innenarchitektur dieses Hauses verhandeln, wird in Wahlkämpfen der Stolz auf die alten Ka-

binen hochgehalten und der Dünkel, ein Kabinenbewohner zu sein, wird wieder gepflegt. Das alte nationale Virus aber ist eine Gefahr für das neue Europa.

Der Wiener Kardinal Franz König hat 1996 in einem Interview in der Süddeutschen Zeitung den geantwortet, die auf einmal das „christliche Europa“ entdecken, um Muslime auszugrenzen: „Europa“, so sagte er, „ist durch das Christentum geprägt und geformt worden. Das kann man heute nicht einfach kopieren und neu auflegen“. Und auf die Frage, ob er die „islamische Herausforderung“ denn nicht als Gefahr sehe? „Wenn man nur in der Vergangenheit lebt, ist das richtig. In der Zukunft muss man zu einem gegenseitigen Respektieren kommen. Es mag sein, das momentan das Interesse an einem Dialog nicht sehr groß ist, aber: Wir -Christentum und Islam, Europa und Türkei müssen miteinander leben lernen, nicht nebeneinander.“ Und dann sagt der alte Mann etwas Europäisch-Programmatisches: „Wir haben so viele verschiedene Kulturen auf heimatlichem Boden; dieser Reichtum darf nicht nivelliert werden, er muss das vereinte Europa prägen. Der Reichtum der Sprachen, der Kulturen, der Traditionen und der Religionen - er muss hineingenommen werden in eine wirkliche Union“. Und ich füge hinzu: auch in ein modernes, demokratisches, tolerantes Deutschland.

Auf dem Weg zu einem Migrationsmuseum: Ein Migrationsmuseum in Deutschland - Thesen und Entwürfe

Aytaç Eryılmaz und Martin Rapp, DOMiT, Köln

Was war der Ausgangspunkt?

Die Idee, ein Einwanderungsmuseum in Deutschland zu errichten, ist nicht neu. Michael Fehr, einer der Macher der Kemnade International, entwickelte bereits 1980 die Idee eines „Gastarbeitermuseums“. Hintergrund für die Entwicklung des Konzepts waren seine Erfahrungen bei der Organisation des seit 1974 jährlich stattfindenden Festivals.

Ohne von diesem Konzept zu wissen, entwickelten türkische Intellektuelle Ende der Achtzigerjahre die Idee, ein öffentlich zugängliches Archiv über die Migration aus der Türkei zu schaffen. 1990 wurde aus diesem Kreis der Verein DOMiT gegründet. Damals war für viele Einwanderer klar, dass sie sich auf Dauer in Deutschland niederlassen würden. In dieser Zeit begann DOMiT in mühevoller Kleinarbeit eine sozial- und kulturgeschichtliche Sammlung aufzubauen, mit Dokumenten, Objekten, Fotos, Film- und Tondokumenten, überwiegend persönlichen Erinnerungsstücken.

Die Sammlung wurde im engen Kontakt mit Einwanderern aus der Türkei und deren Vereinen zusammengetragen und ermöglicht einen „anderen“ Blick auf Geschichte der Migration, als dies Quellen etwa staatlicher Provenienz eigen ist. Sie ermöglicht erst eine Rekonstruktion und visuelle Darstellung dieses Teils der deutschen Sozialgeschichte. Eine Auswahl von Exponaten aus der Sammlung präsentierte DOMiT 1998 erstmals in der Ausstellung „Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei“. Diese gemeinsam mit dem Ruhrlandmuseum in Essen realisierte Ausstellung hat zweifellos dazu beigetragen, die öffentliche Diskussion und die aktuelle Rezeption unterschiedlicher Erinnerungskulturen – von Migrant/-innen und Angehörigen der sogenannten Mehrheitsgesellschaft überhaupt erst in Gang zu setzen. Die Ausstellung war ein großer Publikumserfolg beim „deutschen“ Publikum und – generationsübergreifend – bei Migrant/-innen. Auch die zweite museale Ausstellung „40 Jahre Fremde Heimat“, die wir 2001 aus Anlass des 40. Jahrestages des deutsch-türkischen Anwerbevertrages im Historischen Rathaus in Köln gezeigt haben, hatte Erfolg. Innerhalb von vier Wochen sahen über 5.000 Besucher/-innen die Ausstellung. Dies unterstreicht den doppelten Wert dieser Sammlungs- und Ausstellungsarbeit: Einerseits wird die „Mehrheitsgesellschaft“ über die Geschichte und Perspektive der Migrant/-innen informiert, andererseits trägt sie zur kulturellen und historischen Eigenvergewisserung – vor allem jüngerer – Migrant/-innen bei. Es geht darum, einen „interkulturellen Dialog“ – der oft nur folkloristisch inszeniert wird – mit Substanz auszustatten.

Warum ein Migrationsmuseum?

Deutschland ist ein Einwanderungsland. Diese Feststellung ist zwar banal, gehörte aber 50 Jahre lang nicht zum Selbstverständnis der Bundesrepublik Deutschland, im übrigen auch nicht zu dem der DDR. Es geht um nicht weniger als die Erweiterung eines Geschichtsbewusstseins, das die Einwanderer einschließt. Schließlich haben sie nicht nur entscheidend zum



Wiederaufbau der alten Bundesrepublik und zum sogenannten „Wirtschaftswunder“ beigetragen. Sie haben durch ihr bloßes Dasein den Mythos der Nation nachhaltig in Frage gestellt und damit diese Gesellschaft grundlegender verändert, als manchem Zeitgenossen lieb ist - nicht nur im Hinblick auf die Staatsbürgerschaft.

Ein Migrationsmuseum hätte unseres Erachtens eine doppelte Funktion. Einerseits sollte es den Einwanderern Raum für die kulturelle Bearbeitung ihrer eigenen Erinnerung bieten. Dabei würde ein solches Museum eine wichtige Funktion für das Verständnis zwischen den Generationen übernehmen. Die eigene Vergangenheit und ihre Zeugnisse werden erst dann aufhören ein Stück Privatleben zu sein, wenn sie erzählt bzw. gesammelt und musealisiert werden. So wird ein Koffer aus den 60er Jahren im Museum zum Objekt der kollektiven Geschichte und kann dazu beitragen, die historisch bedingte Geschichtslosigkeit der Einwanderer zu überwinden. Gleichzeitig geht es um eine „Übersetzungsleistung“, d.h. um die Vermittlung von Informationen für die Mehrheitsgesellschaft, in dem auch die Besucher „deutscher“ Herkunft ihre kollektiven Erinnerungen an die Arbeitsmigration bearbeiten können. Letztlich geht es um die Sicherung des historischen Gedächtnisses der Einwanderungsgesellschaft. In diesem Sinne begreifen wir den Aufbau eines Migrationsmuseums als zentrale kulturpolitische Aufgabe von Staat und Gesellschaft.

Wie machen es die anderen?

In den Vereinigten Staaten wurden bereits in den Sebzigerjahren die ersten „Neighborhood Museums“ (Nachbarschaftsmuseen) errichtet, vor allem in Gemeinden mit großen ethnischen Minderheiten. 1992 wurde das „Ellis Island Immigration Museum“, New York, eröffnet. Ellis Island war zwischen 1892 und 1954 für 12 Millionen Einwanderer das Tor zur neuen Welt. Die Chefkuratorin des Ellis Island Immigration Museum, Dr. Diana Pardue wir heute Nachmittag über das international renommierte Einwanderungsmuseum berichten. Auch in Buenos Aires gibt es ein Migrationsmuseum.

Auch in einigen Ländern Europas engagieren sich Museen und Initiativen dafür, die Geschichte der Einwanderung zu bewahren und dauerhaft zugänglich zu machen: in Großbritannien, Schweden, Dänemark, den Niederlanden, in der Schweiz, Österreich, Spanien, Luxemburg und in Frankreich. Aus Frankreich und Luxemburg sind ebenfalls Gäste auf dem Podium heute Nachmittag vertreten.

Was müsste ein Migrationsmuseum leisten?

Aufgabe eines Museums ist es, historische Originalobjekte zu sammeln, in professioneller Weise für die Zukunft zu bewahren und der Öffentlichkeit dauerhaft zugänglich zu machen. „Ausstellungen und Museen belegen, dass sich die Menschen mit ihrer Geschichte und Kultur, aber auch mit anderen Kulturen auseinandersetzen wollen, um mehr darüber zu erfahren. Wer sich über die eigenen Wurzeln vergewissert, kann die Gegenwart und Zukunft unserer Gesellschaft selbstbewusster mitgestalten“, schrieb Dr. Hinz vom Internationalen Museumsrat Deutschland zu Weihnachten 2002 in der FAZ.

Wenn man die Bestände der staatlichen Museen in Deutschland nach migrationsrelevanten Artefakten durchforschen würde, die Ausbeute wäre gering. Von den 2500 Archiven in Deutschland ist mit Ausnahme von DOMiT keines auf das Thema Migration spezialisiert. Ohne Zweifel gibt es Quellen im Bundesarchiv, in einigen Landes- und Stadtarchiven. Diese sind allerdings auf das Behördenschrifttum begrenzt. Sozialgeschichtliche Dokumente und Gegenstände, die mit der Migration in direkter Verbindung stehen, wurden kaum gesammelt.

Ein Migrationsmuseum müsste die Geschichte der Migration in Deutschland aus Sicht der Einwanderer, ihrer Nachbarn, Freunde und Kollegen erzählen. Ein Migrationsmuseum, das die unterschiedlichen Migrationsbewegungen - von den Hugenotten über die Polen im Ruhrgebiet, den Zwangsarbeitern des Zweiten Weltkriegs, den Displaced Persons, den Vertriebenen, den DDR-Flüchtlingen, den Arbeitsmigranten, Aussiedlern und den heutigen Flüchtlin-

gen und Asylsuchenden gemeinsam darstellt, ist unserer Meinung nach Zukunftsmusik. Zunächst müsste es um den Aufbau einer Sammlung zur Geschichte der Arbeitsmigration seit Mitte der Fünfzigerjahre gehen. Im Jahr 2002 lebten immerhin 4,013 Millionen Menschen mit der Staatsangehörigkeit aus einem der acht Anwerbestaaten in Deutschland. Die Erweiterung der Sammlung im Hinblick auf die Einwanderung seit den Anfängen der Industrialisierung, in bezug auf Flüchtlinge und Vertriebene seit dem Zweiten Weltkrieg bis zu den Flüchtlingen von heute müsste der zweite Schritt sein

Worauf kann aufgebaut werden?

1975 fand im Museum Bochum die Ausstellung „Gastarbeiter – Fremdarbeiter“ mit dem heute international renommierten griechischen Künstler Vlassis Caniaris statt. 1976 folgten zwei Ausstellungen in Hamburg: „Türkei – Heimat von Menschen in unserer Stadt“ und „Türkische Mitbürger in Hamburg“. Diese Ausstellungen wurden von dem Hamburgischen Museum für Völkerkunde, dem Seminar für Völkerkunde der Universität Hamburg und von dem Deutschen Orientinstitut durchgeführt. Eine 1979 vom Deutschen Städtetag durchgeführte Bestandsaufnahme kam zu dem Ergebnis, dass von insgesamt 117 Museumsstädten nur 17 einwanderungsspezifische Angebote machten.

Erst nach den rassistischen Brandanschlägen Anfang der Neunzigerjahre widmeten sich Museen vermehrt migrationspolitischen Themen. Ich möchte hier einige Beispiele nennen: Mitte der 90er Jahre nahm das Haus der Geschichte in Bonn das Thema auf. In zahlreichen Städten wie München, Oldenburg, Bad Homburg, Kassel, Hannover, Osnabrück, Wolfsburg, Bochum und Göppingen wurden Ausstellungen zur Geschichte der Einwanderung gezeigt. In Berlin wurde dieses Feld bearbeitet, vom Kreuzberg Museum und dem Museum der europäischen Kulturen. Zu nennen ist auch die Arbeit des Cloppenburgers Museums, das eine Wanderausstellung zur Migration realisiert hat, die in Hamburg, Stuttgart, Leipzig und Duisburg gezeigt wurde. Wir haben für diese Ausstellungen Teile unseres Archivmaterials zu Verfügung gestellt.

Es ist bedauerlich, dass die meisten Ausstellungen in diesem Bereich nicht in gleichberechtigter Kooperation mit Migrant/-innen entstanden sind. Die Arbeitsteilung funktionierte bisher größtenteils nach dem Verständnis, dass die Kuratoren Vertreter der Mehrheitsgesellschaft waren und die Sammlungstätigkeit von Migranten mit Zeitverträgen organisiert wurden. Migranten, die für diese Ausstellungsprojekte arbeiteten, hatten leider oft nur die Funktion von Gewährleuten und Dolmetschern. Diese mangelnde Beteiligung von Migranten hatte in vielen Fällen eine sehr einseitige, unkritische Darstellung der Migrationsgeschichte zur Folge, in der vor allem der Blick der Mehrheitsgesellschaft auf die Migration zum Tragen kam.

Bedauerlich ist auch, dass der Großteil der historischen Objekte und Dokumente, die oft unter großen Anstrengungen für die Ausstellungen gesammelt worden sind, nicht langfristig bewahrt, sondern nach Beendigung der Ausstellungsprojekte verloren gegangen sind. Das wurde bei der 1. internationalen Tagung für ein Migrationsmuseum im vergangenen Jahr noch einmal sehr deutlich. Wir begrüßen es, wenn sich staatliche Museen mit der Geschichte der Einwanderung beschäftigen und Stadtmuseen ihre Lokalgeschichte der Migration aufarbeiten, halten aber die Etablierung eines Migrationsmuseums als zentralen Ort der Bearbeitung der Geschichte der Einwanderung auch vor diesem Hintergrund für notwendig.

Ein Museum - eine Einrichtung des 19. Jahrhunderts?

Die Geschichte der Museen ist eng mit dem Kolonialismus verknüpft. Es ist eine Geschichte des Raubes und der Beutekunst. Museen gelten heute vielfach als antiquierte Einrichtungen des 19. Jahrhunderts. Wir denken allerdings nicht an verstaubte Aktendeckel und ermüdende Texttafeln, sondern an ein multifunktionales Zentrum für die Geschichte und Kultur der Migration, das sowohl Bildungs- und Forschungsmöglichkeiten, als auch Kunst und Kultur Platz bietet.

Wie müsste ein Migrationsmuseum konkret aussehen?

- Das Museum: Es soll eine Dauerausstellung über die Geschichte der Migration präsentiert werden. Mit der Verwirklichung einer Wanderausstellung über die Geschichte der Migration soll eine bundesweite Präsentation dieser Geschichte erreicht werden. Darüber hinaus soll das Zentrum Räumlichkeiten für Wechsellausstellungen und diverse Veranstaltungen bieten. Als Voraussetzung muss eine museale Sammlung aufgebaut werden, die alle Lebensbereiche der Migranten und Migrantinnen umfasst.
- Das Archiv, die Bibliothek und das Dokumentationszentrum: In diesem Bereich sollen Dokumente, Schriftgut und Bücher über die gesamte Migrationsgeschichte in Deutschland gesammelt, bewahrt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Außerdem sollen Informationen zu aktuellen und geschichtlichen Themen für Interessierte wie JournalistInnen, WissenschaftlerInnen, LehrerInnen, Jugendliche usw. in unterschiedlichen Medien abrufbar sein.
- Forschungs- und Bildungsmöglichkeiten: Das Zentrum soll für jede interessierte Person, nicht zuletzt für Personen, die in ihrem beruflichen Alltag - z. B. in allgemeinen sozialen Einrichtungen, bei der Alten- und Krankenpflege, in der Verwaltung - mit MigrantInnen zu tun haben, Forschungs- und Bildungsmöglichkeiten bieten.
- Kunst und Kultur: Das Museum soll außerdem ein Zentrum für Kunst und Kultur der Migration sein, es soll Informationen über Fördermöglichkeiten und Unterstützung bei der Suche nach Sponsoren bieten. Den KünstlerInnen soll eine Plattform geboten werden, ihre Arbeiten durch Ausstellungen und Lesungen der Öffentlichkeit vorzustellen.
- Als ein Begegnungszentrum sollte die Einrichtung auch ein Cafe/Restaurant besitzen.

Was tun ?

Wir meinen, dass Migranten die historische Aufarbeitung ihrer Geschichte selbst in die Hand nehmen müssen. Nur so kann sicher gestellt werden, dass auch ihre Perspektive reflektiert und dargestellt wird. Eine Geschichtsschreibung über Einwanderer, die ihre Sicht ausblendet, bleibt unvollständig. Das heißt jedoch nicht, dass Migrationsgeschichte allein Sache der Einwanderer ist. Schließlich hat sich nicht nur ihr Leben im Prozess der Migration verändert. Auch die Mehrheitsgesellschaft ist durch Migrationsprozesse in vielfältigster Weise geprägt und verändert worden.

Ende September wurde in Köln der Verein „Ein Migrationsmuseum in Deutschland“ gegründet. Ahmet Sezer hat das gestern Abend bereits angesprochen. Dieser Verein müsste in den nächsten Jahren die institutionellen Voraussetzungen für eine Museumsgründung schaffen. Erster Schritt ist der Aufbau einer entsprechenden Lobby. Im Herbst nächsten Jahres soll auf einer dritten internationalen Konferenz ein Konzept für ein Migrationsmuseum in Deutschland vorliegen, über Standorte diskutiert und eine Machbarkeitsstudie in Auftrag gegeben werden.

Der Verein strebt langfristig die Gründung einer Stiftung an, in der Repräsentanten aller gesellschaftlich relevanten Gruppen, sowohl aus den Einwanderercommunities, als auch aus der Mehrheitsgesellschaft, entsprechend vertreten sind. Das Stiftungskapital müsste durch die öffentliche Hand, Unternehmen und Privatpersonen aufgebracht werden. Selbstverständlich laden wir Sie ein in dem Verein mitzuarbeiten oder Fördermitglied zu werden. Weitere Informationen über den neuen Verein finden Sie in Ihrer Tagungsmappe.

Die Zeit drängt. Wird nicht bald mit der Sicherung des historischen Erbes der Einwanderer begonnen, werden die wenigen privaten Sammlungen unwiederbringlich verloren gehen, denn die meisten sogenannten "Gastarbeiter" sind bereits im Rentenalter. Darüber hinaus drohen die Quellen diverser Vereine, Institutionen und Organisationen, die seit 50 Jahren von Migranten geführt wurden oder mit ihnen zusammenarbeiten, auf dem Müll zu landen.

DOMiT hat damit bereits begonnen. Gemeinsam mit dem Kölnischen Kunstverein und dem Institut für Kulturanthropologie und europäische Ethnologie an der Universität Frankfurt am Main bereiten wir ein großangelegtes Ausstellungsprojekt vor, das 2005 aus Anlass des 50. Jahrestages des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens in Köln gezeigt werden soll. Dieses ist ein Initiativprojekt der Kulturstiftung des Bundes. Unter dem Arbeitstitel „Zwei, drei Jahre Alemana...“, wird auch die Sozialgeschichte der Migration dargestellt. Um dieses Vorhaben zu realisieren, erweitern wir zur Zeit unsere Sammlung, die sich bisher vor allem auf die erste Generation sogenannter Gastarbeiter aus der Türkei bezieht. Die erweiterte Sammlung betrachten wir als Grundstock eines zukünftigen Migrationsmuseums.

Für den Aufbau eines Museums ist eine breite gesellschaftliche Unterstützung erforderlich. Manche Politiker haben sich bereits zu Wort gemeldet. Bundespräsident Johannes Rau fragte auf dem Deutschen Historikertag im vergangenen Jahr in Halle nach der Bedeutung der Geschichte als Quelle für Identifikation und Identität in der Einwanderungsgesellschaft. Die SPD-Bundestagsfraktion sprach in ihrem Konzept zur „Steuerung von Zuwanderung und Förderung der Integration“ davon, ein Migrationsmuseum zur Dokumentation der Geschichte der Einwanderung einzurichten. Die im Landtag von NRW vertretenden Parteien hatten bereits im Jahre 2001 in einem gemeinsamen Entschließungsantrag erklärt, sich für so eine Einrichtung einsetzen zu wollen. Im Jahre 2002 brachte der Kölner Oberbürgermeister Fritz Schramma Köln, der Essener Oberbürgermeister Wolfgang Reiniger die Zeche Zollverein und der Vorsitzende der SPD in Nordrhein-Westfalen Harald Schartau Herten als Standort für ein Migrationsmuseum ins Gespräch. Ob diesen Worten auch Taten folgen, wird von der öffentlichen Unterstützung für ein Migrationsmuseum abhängen. Dies wird vor dem Hintergrund des Kahlschlags in den öffentlichen Kulturretas und den damit verbundenen Verteilungskämpfen im Kulturbereich nicht ganz einfach.

Zum Schluss

Wenn das gesellschaftliche Bewusstsein und der politische Wille vorhanden sind, kann sich dennoch in relativ kurzer Zeit die grundlegende Haltung auf dem Gebiet der Kulturpolitik verändern. So hat der Regisseur Steven Spielberg nach dem Welterfolg von „Schindlers Liste“ 1994 die „Shoah Foundation“ ins Leben gerufen. Diese Stiftung hat in nur vier Jahren nahezu 50.000 Überlebende der Judenverfolgung interviewt. Die auf Video aufgezeichneten Erinnerungen werden zur Zeit aufgearbeitet, katalogisiert und anschließend der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die „Shoah Foundation“ hat innerhalb von vier Jahren 70 Millionen Dollar aufgewandt. Spielberg ist der wichtigste Einzelspender, jedoch bei weitem nicht der einzige. Mit dabei sind auch Thomas Middelhoff, August A. Fischer, Friede Springer und Hubert Burda. Dieses bemerkenswerte Engagement für die Erinnerungskultur und die Geschichtsforschung ist außergewöhnlich, angesichts der Dringlichkeit, die Zeitzeugeninterviews zu sichern, aber notwendig, denn täglich sterben Überlebende der Shoah.

Genau so wie alle anderen gesellschaftlichen Gruppen haben Einwanderer einen Anspruch auf die Bewahrung ihres historischen und kulturellen Erbes sowie die Darstellung ihrer Geschichte. Es ist an der Zeit, einen Ort der Anerkennung und Partizipation zu schaffen. Die Unterstützung und das große Interesse an dieser Tagung sind ein ermutigender Schritt.

Frederike Schwalbe, Architektin, Berlin

Ich stelle jetzt nicht wirklich einen Entwurf vor, sondern nur einige architektonische Aspekte auf dem Weg zu einem Migrationsmuseum in Deutschland. Zunächst möchte ich eine Auswahl existierender Migrationsmuseen in anderen Ländern und die Ausstellung von DOMiT bezüglich der Innengestaltung und Präsentationspädagogik kurz anführen.

Einmal gibt es das Ellis Island Immigration Museum in NewYork, was auch schon angesprochen wurde; viele Museen, die ich jetzt angeguckt habe, arbeiten mit Szenenhaften Einbauten,

innengestaltungsmäßig, um die Situation der Migration direkt erlebbar zu machen und emotional zu erfassen. Das besondere bei Ellis Island ist natürlich der historische Kontext, dass über die Hälfte der Bevölkerung in den USA mindestens einen Vorfahren zurückverfolgen kann, der durch diese Türen gegangen ist und die Einbauten sind oft originalgetreu wiedergegeben. „Registration Room“ und die ganzen einzelnen Stationen auf dem Weg durch das Tor Amerikas.

Das zweite Beispiel ist ein Arbeitermuseum in Kopenhagen, ein Umbau eines Gewerkschaftshauses. Hier sind die Einbauten sehr über das Alltagsleben konzentriert, was auch ähnlich ist wie die Ausstellung, die von DOMiT konzipiert wurde, wo auch sehr persönliche Geschichten Platz in der Ausstellung finden. Hier ist natürlich das räumliche Konzept, das es keinen festen Ort gab, sondern eine Wanderausstellung ist.

Von architektonischen Gebäudekonzepten möchte ich Ihnen auch drei Konzepte vorstellen. Es gibt Gebäude, die neben den Ausstellungsbereichen noch verschiedene andere Funktionen mit integrieren. Bei der Akademie der Künste in Berlin beinhaltet das Raumprogramm auch Atelierwohnungen und Veranstaltungsräume. Hier sind die verschiedenen Baukörper sehr kollagenhaft zusammengestellt. Bei dem Haus der Kulturen der Welt, auch in Berlin, gibt es neben dem Ausstellungsbereich auch ein multifunktionales Foyer und ein großes Auditorium. Das architektonische Konzept ist hier praktisch eine geschlossene Kiste, wo die verschiedenen Funktionen rechteckig um das multifunktionale Foyer herumgruppiert sind und ein Auditorium darüber hineingehängt ist, was sozusagen eine Kiste mit einem besonderen Dach abbildet. Bei dem jüdischen Museum in Berlin ist das architektonische Prinzip praktisch eine Architektur als Symbol als solches und das Gebäude funktioniert praktisch parallel zur Ausstellung als eigenständige Architektur.

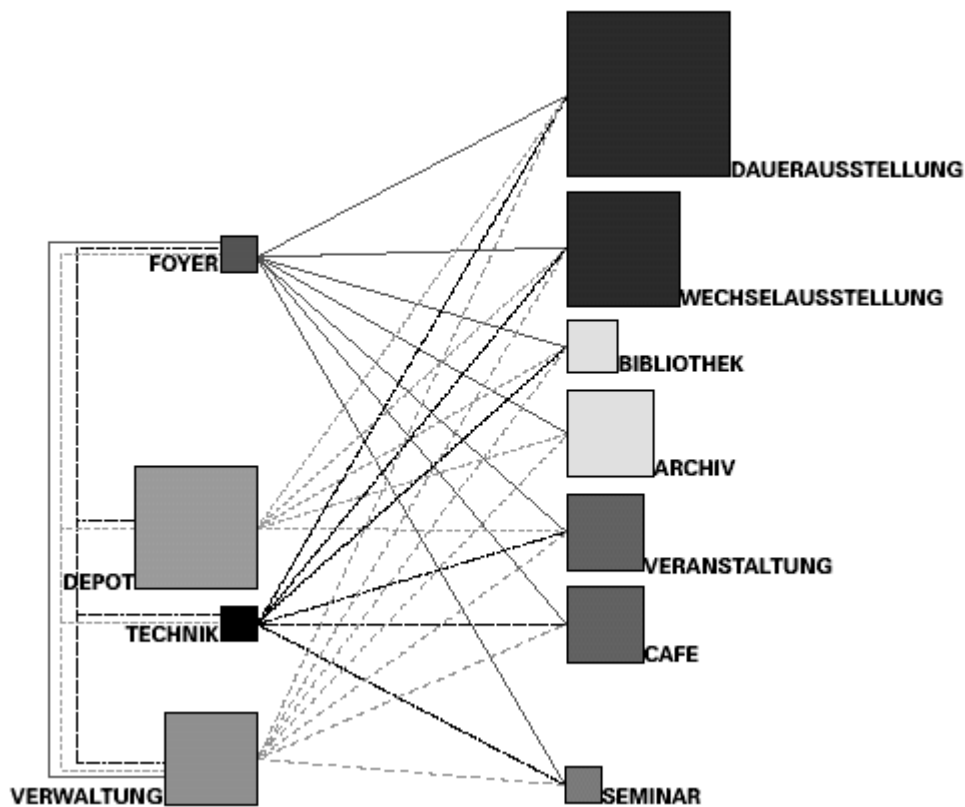
Das neuentstehende Museum in Deutschland hat zwar noch keinen Ort, aber durchaus schon räumliche Vorstellungen. Zum Beispiel, dass wir an der Idee eines festen Ortes mit einem eigenen Gebäude festhalten. Zu der inhaltlichen Ausrichtung und dem gesellschaftspolitischen Ziel möchte ich hier jetzt nichts sagen, dafür gibt es ja sehr viele Beiträge auf dieser Tagung, sondern mich auf die räumliche Aufgabe des Museums beschränken. Unter anderem kann natürlich die räumliche Dimension der Migration auch als Entwurfsprinzip behandelt werden. Innenräumlich bzw. charakteristisch soll das Museum aktivförderlich sein um sich und andere in Bewegung zu setzen, Begegnungen anzubahnen, zu diskutieren, Geschichte zu vermitteln, zu lernen, zu informieren, Erinnerungen weitergeben. Das alles mit Spannung, auch in Prozessen über Lebensbedingungen, über Generationskonflikte erlebbar zu machen, zur Verankerung im kollektiv Bewusstsein; in der Bibliothek, die es dann auch geben soll, zu vertiefen, im Archiv zu erforschen, im Seminar zu diskutieren, in Veranstaltungsräumen zu präsentieren und zu applaudieren, im Foyer sich begegnen, was multifunktional ausgebildet wird, um nach außen zu vermitteln. Dafür gibt es auch schon ein Raumprogramm, das DOMiT zusammengestellt hat. Das Besondere daran ist, dass neben den Ausstellungsbereichen, also Dauer- und Wechselausstellungsräumen, auch eine Bibliothek und ein Archiv, multifunktionale Veranstaltungsräume, Bildungs- und Seminarräume integriert werden sollen.

Wir haben die verschiedenen Räume, die es geben soll, noch mal hier als Flächendiagramm dargestellt. Natürlich gibt es unendlich viele Optionen, wie diese Funktionen miteinander kombiniert werden und räumlich ausgebildet werden können. Wir haben hier die wesentlichen Abhängigkeiten herausgestellt: Einmal Funktionszusammenhänge programmatisch, also dass die Verwaltung, das Depot, Technik und Foyer mit vielen der anderen Funktionen informell zusammenhängen. Auf der anderen Seite gibt es die sinnvollen räumlichen Schnittstellen, hier als Flächenmodell dargestellt, z.B. das Depot eher die Wechsel- und Dauerausstellung, das Archiv und die Bibliothek bedienen muss und das Foyer eher diese öffentlichen Bereiche, dass die Verwaltung zwar informell mit allen dieser Funktionen zusammenhängt, aber natürlich räumlich nicht unbedingt direkt angeschlossen werden muss. Das ist unten noch mal als Schema 1 dargestellt:

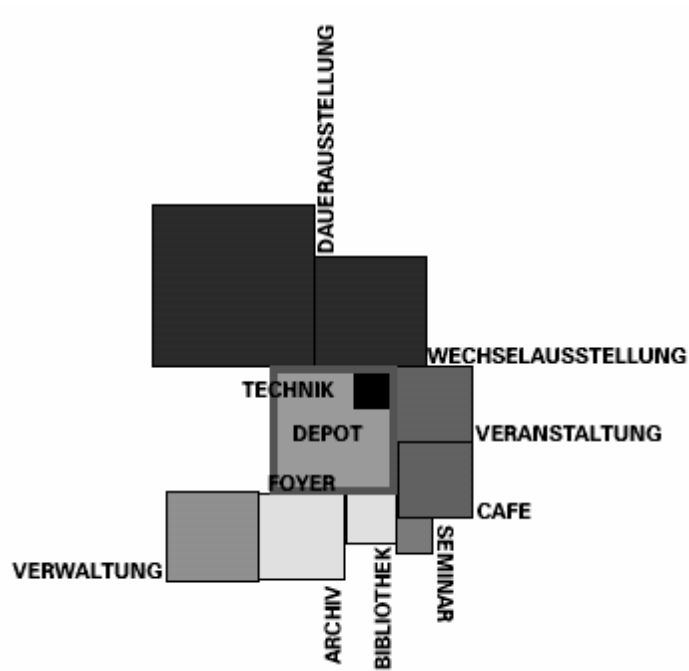
Wie das dann kombiniert wird, kann man hier jetzt als Spielerei in beliebiger Form durchgehen (Schema 2 und 3). Ob das Depot eher in der Mitte sitzt oder wieder als Kiste ausgebildet wird, oder die Dauerausstellung im Zentrum sitzt, da sie ja auch nicht unbedingt Tageslicht benötigt. Um von dem Flächendiagramm noch mal einen Schritt weiter in das Räumliche zu gehen, weil es sich natürlich um Volumen handelt, haben wir eine kleine Bildergeschichte zusammengestellt, wie sich das mit der Dauerausstellung, der Wechselausstellung, der Verwaltung, dem Archiv, der Bibliothek und den Seminarräumen, einer Cafe-Terrasse, die etwas exponiert nach außen wirken könnte, dem Depot, das durchaus präsent sein kann, und dem multifunktionalen Veranstaltungsraum zusammensetzen könnte. Das muss natürlich überhaupt nicht so zusammengesetzt werden, könnte auch unterschiedlich ausgeformt werden.

Es ist nicht der Zeitpunkt, jetzt einen Entwurf zu erstellen, jedoch haben wir einige Innenraumvorstellungen entwickelt, z.B. dass so ein Depot nicht im Keller sein muss, sondern von den Ausstellungsräumen, oder auch von außen einsehbar ist. Und der multifunktionale Veranstaltungsraum sollte oder könnte sich zu den Ausstellungsbereichen öffnen, oder nach außen, oder zum Cafe.

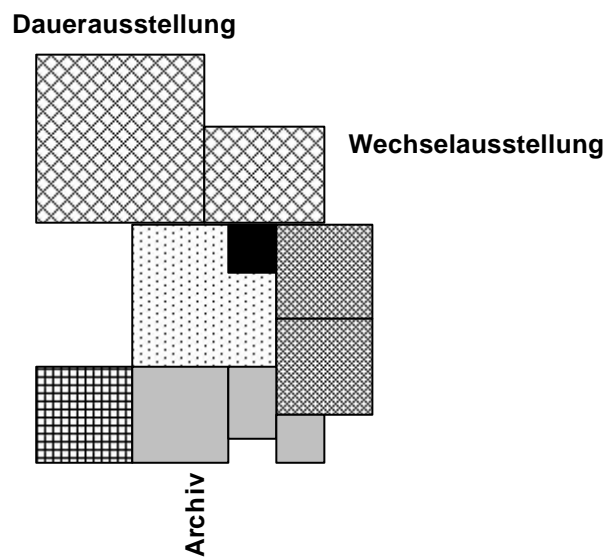
Schema 1



Schema 2



Schema 3



Ansonsten hoffen wir natürlich, dass das Museum nicht ins Wasser fällt sondern bald einen Ort bekommt.

Kulturpolitik erweitern – Migrationsgeschichte institutionalisieren: Herausforderungen für die Einwanderungsgesellschaft

Rainer Ohliger, Netzwerk Migration in Europa, Berlin

Ich habe ein Paper vorgelegt, das aus einem Diskussionszusammenhang mit Jan Motte entstanden ist. Das Paper heißt *Kulturpolitik und Migrationsgeschichte in der Einwanderungsgesellschaft – Kulturpolitik in der Erweiterung*. Das will den Rahmen ein bisschen öffnen über das, was wir jetzt sehr konkret, sehr präzise gehört haben und die Frage stellen, welchen Ort hat Migration, Migrationsgeschichte in der kulturpolitischen Landschaft in der Bundesrepublik Deutschland.



Wir haben in den letzten vier bis fünf Jahren einen Paradigmenwechsel erlebt. Ich würde argumentieren, dass es ein Paradigmenwechsel in den 1990er Jahren gab, nämlich die Einführung der politischen Debatte über das Thema Migration, in Zusammenhang mit zwei großen Gesetzesvorhaben, nämlich dem Staatsangehörigkeitsgesetz und dem Zuwanderungsgesetz und solchen Initiativen wie der Green-Card. Seit den 1990er Jahren haben wir erlebt, dass Thema Migration steht als politisches Thema in der Öffentlichkeit. Zuvor war es kein politisches Thema im engeren Sinne. In den 1970er oder 1980er Jahren war es ein soziales und zum Teil ein sozialpolitisches Thema, dominiert vor allen Dingen von Sozialpolitikern und auch vielfach von Wohlfahrtsverbänden, die sich der Frage der Migration als sozialer Frage angenommen haben – zum Teil mit sozialer Fürsorglichkeit. Man könnte auch sagen „fürsorgliche Belagerung“. Wenn man polemisch sein möchte, kann man auch sagen, Migranten wurden zu der Zeit vorwiegend als Opfer gesehen und nicht als Akteure und Sprecher ihrer eigenen Interessen. Was wir feststellen können, ist aber ein Manko. Woran fehlt es? Es fehlt an einer kulturpolitischen Debatte um die Ausgestaltung der Einwanderungsgesellschaft oder des Einwanderungslandes Deutschland. Das ist bislang weitgehend Brachland, zumindest auf der übergeordneten, nationalen und föderalen Ebene. Auf der kommunalen Ebene sieht es ein wenig anders aus, da grünt und blüht es. Das, finde ich, ist eine sehr schmerzhafteste Lücke, dass wir keine wirkliche kulturpolitische Debatte über dieses Thema haben. Es ist auch eine gewisse ironische Lücke, wenn man sich nämlich die Hauptargumente der konkurrierenden Lager, pro Migration/kontra Migration und pro Integration/kontra Integration anschaut, dann argumentieren sie nämlich vielfach kulturell. Entweder *multikulturell* oder aber *ethnokulturell* indem sie nämlich einem Begriff von Nationen folgen, der auf der Idee der Homogenität der Kulturnation beruht.

Unbeantwortet bleibt allerdings bislang die Frage, was das Einwanderungsland Deutschland im Innersten zusammenhält, wie die kulturelle Ausgestaltung aussehen kann. Anders formuliert, eine Politik der kulturellen Anerkennung ist für das Einwanderungsland Deutschland noch nicht mal in Ansätzen ausbuchstabiert worden. Es stellen sich tausend Fragen, die ich hier aufgreifen möchte: Was bedeutet überhaupt substanzielle, kulturelle Anerkennung, wenn man sie kulturell und nicht rein sozialpolitisch oder durch den Zugang zur Staatsangehörigkeit, mehr oder minder rechtsformal definieren möchte? Welche Bereiche von Kultur müssen sich einer Erweiterung stellen? Wer könnten und sollten die Akteure sein, die diese Anerkennung und Erweiterung einfordern und durchsetzen? Welche Rolle sollten staatliche Instanzen in diesem Prozess spielen? Welche Rolle nichtstaatliche Akteure oder die Zivilgesellschaft? Wie sähe eine erweiterte und offene Kulturpolitik innerhalb des Kulturlandes Deutschland und seiner heterogenen Kulturlandschaften überhaupt aus? Wie änderte sich der etwas verstaubte Begriff der Kulturnation unter den Bedingungen der Kulturpolitik in der Einwanderungsge-

sellschaft? Was bedeutete eine erweiterte Kulturpolitik für die sich ändernden Bilder des Eigenen und des Fremden, also was bedeutet der Begriff der Nation innerhalb dieser Debatte? Wie sähe ein kultureller Dialog zwischen Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft denn auf gleicher Augenhöhe aus? Für die Historiker, welche greifbaren Bilder ließen sich zu gemeinsamen Erinnerungssymbolen der Einwanderungsgesellschaft ausformen? Oder in anderen Worten, wie kann man ein erweitertes, nationales, kulturelles Gedächtnis ausgestalten, das die engen Grenzen des nationalen übersteigt, aber nicht notwendigerweise fragmentiert?

Was sind die Ursachen, dass dieser kulturpolitische Dialog nicht gepflegt wird oder allenfalls in Ansätzen vertreten ist? Ich denke es hat mit zwei Dingen vorwiegend zutun. Einerseits mit der Beschaffenheit des politischen und kulturellen Raumes und seiner Akteure, so wie sie sich in den letzten fünfzig Jahren herausgebildet haben. Wenn man sich die Geschichte der Arbeitsmigration in Deutschland anguckt, dann ist die Rekrutierung von Arbeitskräften und die Integration der Einwanderer in die bundesdeutsche Gesellschaft nie in Verbindung mit der Anerkennung der Tatsache geführt worden, dass es sich dabei um dauerhafte Einwanderung handelt. Erst jüngst die Verschiebung von der normativen Behauptung, dass Deutschland kein Einwanderungsland sei, über Deutschland sei kein klassisches Einwanderungsland, hin zu Deutschland ist nun doch ein defakto Einwanderungsland. Diese permanente Leugnung objektiver Tatbestände oder Sachverhalte im öffentlichen Raum hat dazu geführt, dass es keinen kulturpolitischen Dialog geben konnte über die Ausgestaltung des Einwanderungslandes Deutschlands und dass es zu einer Marginalisierung des Themas in der sozialpolitischen Ecke kam. Eine andere wichtige Sache, die man allerdings nicht verschweigen darf und sollte, ist natürlich auch die Sprachlosigkeit der Migranten, und teils ihre mangelnden Artikulationsfähigkeit. Ein ganz typisches Muster, das wir aus anderen Einwanderungsländern kennen, nämlich dass die erste Generation oft die Sprache nicht beherrscht und nicht dialogfähig ist. Und natürlich ganz spezifisch, im Fall der deutschen Arbeitsmigration, mit einer Sozialstruktur gekommen ist, die keine eigene Elite mitgebracht hat. Ich denke da sind zwei Sachen, die zu bedenken sind, wenn man sich Gedanken darüber macht, warum es diesen Dialog nicht gegeben hat.

Ein Argument, das man bei der Etablierung von Institutionen wie einem Migrationsmuseum auch in der kulturpolitischen Debatte bedenken sollte, ist, dass diese Debatten und auch die Institutionalisierung immer abhängig ist von jeweiligen Gesellschaftsmodellen, die wir haben. Und die sehen sehr unterschiedlich aus, nach unterschiedlichen Kontexten und Einwanderungsländern. Man kann nicht einfach so ein Modell des Multikulturalismus auf Deutschland übertragen, weil die Traditionen andere sind, die Geschichte ist eine andere, oder Politologen würden das mit dem hübschen Wort *Pfadabhängigkeit* wahrscheinlich belegen. Es gibt einen nationalen Rahmen, in dem man sich so was vorstellen und ausgestalten kann.

Wie sähe also der kulturpolitische Rahmen aus innerhalb dieses nationalen Rahmens? Ich möchte kurz drei Definitionen von Kulturpolitik liefern, wie der Bund sie liefert und was die Aufgaben von Kulturpolitik sind: „Kulturpolitik und Kulturarbeit ist auf politischer Ebene vorwiegend nicht Sache des Bundes, sondern auf Grund unseres föderalen Systems der Länder, da zählen auch noch die Kommunen.“ Wenn man die Definition anschaut, die das *Kulturportal Deutschland* – offizielles Internet-Forum des Bundes – gibt, werden dort drei Dinge skizziert, eingefordert und definiert. Erstens Kulturpolitik im Allgemeinen, nicht auf Migranten spezifisch formuliert:

1. „die Verbesserung der Rahmenbedingungen für die Entfaltung von Kunst und Kultur,
2. der Aufbau und die Förderung gesamtstaatlich bedeutsamer kultureller Einrichtungen,
3. die Bewahrung und der Schutz des kulturellen Erbes“¹

¹ Siehe <http://www.kulturportal-deutschland.de> link Kulturpolitik Bund.

Nimmt man diese Definitionen jetzt auf und macht sich Gedanken darüber, wie könnte denn Kulturpolitik in der Einwanderungsgesellschaft aussehen, dann würde ich die gegebene Definition umformulieren, nämlich:

1. die Verbesserung der Rahmenbedingungen für Kunst, Kultur und Bildung von Migranten,
2. den Aufbau und die Förderung kultureller Institutionen von und für Migranten bzw. unter Beteiligung, Berücksichtigung und Repräsentation von Migranten,
3. die Bewahrung und den Schutz des kulturellen Erbes der Einwanderer.

Rahmenbedingung, Institution und Schutz des kulturellen Erbes wären die drei Kernpunkte. Geht man auf die Rahmenbedingungen ein, jenseits der politischen Forderung, dass es zum *Empoverment* von Migranten kommen muss, etwa Ausstattung mit Ressourcen, dann muss man sich einerseits über die Repräsentation von Migranten in gesamtgesellschaftlich bedeutenden Institutionen Gedanken machen. Zweitens muss man sich über die „klimatischen“ Bedingungen in der Gesellschaft Gedanken machen, die Integration und Migration möglich machen oder zu etwas wie Migrations- und Integrationsbewusstsein der Gesamtgesellschaft führen. Und letztendlich zu einer Anerkennung führen, die lauten könnte: „Deutschland ist (und will auf Grund aufgeklärten Eigeninteresses) ein offenes und integrationsberechtigtes Einwanderungsland (sein)“. Wenn man diese Forderung in Rahmenbedingungen stellt, dann muss man sie an drei Bereiche stellen: an den Bereich der Bildung, der Kultur und der Medien.

Zwei Institutionen sind meines Erachtens zentral für die Ausgestaltung einer Kulturpolitik in der Einwanderungsgesellschaft: Das ist die Schule, der Bildungsbereich, und das ist die Museumslandschaft, das historische Museum. Wir haben ein Defizit bei der Repräsentation von Migranten, von Migrationsgeschichte in unseren Schulen. Das ist festzumachen z.B. an den Curricula in den Ländern; das ist festzumachen an den Schulbüchern, die da weit hinten dran sind; das ist aber auch festzumachen an der schulischen, alltäglichen Praxis, wie sie von Lehrern geschildert wird. Zugespitzt: die deutschen Schüler lernen sehr viel im Geschichtsunterricht z.B. über die Türken vor Wien, aber relativ wenig über die Türken in Berlin. Das müsste sich ändern, das Ganze ist sehr Klischee-beladen. Das geht in die Bereiche der Lehreraus- und Fortbildung und das gilt auch für den Bereich, was für Personen in unseren Schulen eingestellt werden, nämlich welchen sozialen und ethnischen Hintergrund sie haben, ob Migranten als Werber arbeiten und dann als Identifikationsfiguren in den Schulen dienen können.

Zweite Institution: Museen und historische Ausstellungen. Die historischen Erzählungen in Geschichtsmuseen, wie auch überwiegend die historische Forschung in Universitäten, folgt in Deutschland immer noch einem eher nationalen Kanon und einer nationalen Erzählung. Im Zentrum des Geschehens, Erzählens und Ausstellens stehen meistens die Geschichte des deutschen Volkes bzw. der deutschen Nation, oder aber historische Ereignisse innerhalb des deutschen Staatsgebiets bzw. dessen, was mal das deutsche Staatsgebiet gewesen ist. Die national zentrierte, gelegentlich auch noch ethnozentrische Sichtweise von Geschichte bildet ein strukturelles Hemmnis um Migration angemessen abzubilden, die sich ja meist transnational bzw. überstaatlich vollzieht. Eine Folge dieser Konzeption historischer Darstellung ist, dass nicht-deutsche bzw. aus Einwandererfamilien stammende Ausstellungsbesucher allenfalls auf der intellektuellen Ebene angesprochen werden, aber nicht auf der emotional-identifikatorischen Ebene. Auch in Museen fehlt die Debatte über die Auswanderung in der Geschichte, darüber dass das Auswanderungsland Deutschland eine große Auswanderungstradition seit mindestens dem 18. Jahrhundert hatte. Wenn man um über ein Migrationsmuseum debattiert, muss man diese Debatte auch führen: Wie Migration definiert werden soll; ob das allein ein Einwanderungsmuseum werden soll oder ob das Ganze nicht weiter gefasst werden könnte oder sollte; welche Rolle Auswanderung auch in dem Migrationsmuseum letztlich haben könnte oder sollte.

Schutz des kulturellen Erbes war der dritte Punkt von Kulturpolitik, wie der Bund sie definiert. Schützen lässt sich natürlich nur das, was zuvor bewahrt wird, aber daran mangelt es schon im Bereich der Migrationsgeschichte und zwar drastisch. Voraussetzung für die Repräsentation von Migrationsgeschichte in Ausstellungen und Museen bzw. für die Gründung eines Migrationsmuseums ist die Sammlung und Sicherung von Quellen, Dokumenten und Artefakten durch kompetente Institutionen, und diese kompetenten Institutionen heißen in der Regel Archive. Den Archiven mangelt es an kompetentem Personal, um überhaupt Dokumente zu sammeln und zu sichten. Abgesehen davon, dass die staatlichen Archive natürlich einen ganz bestimmten gesetzlich kodifizierten Sammlungsauftrag haben, der sich meistens nicht auf die sozialgeschichtlichen, sehr spannenden Dokumente richtet, die die Geschichte der Einwanderung abbilden. Da gibt es relativ viel zu tun, wenn man sich um den Schutz des kulturellen Erbes Gedanken macht. Vorbildlich ist die Situation in Frankreich. Die Kollegen von Génériques haben einen dickleibigen, dreibändigen Archivführer herausgegeben, in dem alle Dokumente in französischen Archiven verzeichnet sind, die sich mit dem Thema der Migration in Frankreich auseinandersetzen.

Man kann nicht allein über ein Migrationsmuseum oder über Migrationsgeschichte sprechen ohne es zu kontextualisieren in dem breiteren, gesamtgesellschaftlichen und kulturpolitischen Zusammenhang. Wenn wir so eine Institution begründen wollen, brauchen wir auch einen weitergefassten Dialog, der sich um das Leitbild, nicht um die „Leitkultur“ in dieser Gesellschaft Gedanken macht. Wie sieht das Leitbild einer deutschen Gesellschaft im Einwanderungsland Deutschland aus?

Viola Georgi schreibt: „Migrationsprozesse haben zweifelsohne zu einer Beschleunigung der gesellschaftlichen Pluralisierung beigetragen. Geschichtsbilder und Geschichtsbewusstsein sind von solchen Pluralisierungsprozessen nicht ausgenommen. Sie wandeln sich infolge einer veränderten Zusammensetzung der Bevölkerung und der damit eingehenden Vielfalt an kollektiven Narrativen. Ein beachtlicher Teil der heute in Deutschland lebenden jungen Menschen verfügt über Familien- und Kollektivgeschichten sowie über tradierte historisch-politische Erfahrungen, die sich von den ‚deutschen‘ unterscheiden.“²

Die Aussage ist: historische Erinnerung und historisches Gedächtnis sind ausgesprochen zeitgebunden und stehen in einem gewissen funktionalen Zusammenhang mit Erkenntnisinteressen, Konflikten und Diskursen der Gegenwart. Anders formuliert: die Historiker zeigen nicht einfach „wie es gewesen ist“ oder rekonstruieren die Vergangenheit nicht im Maßstab 1:1. Sie sind immer auch „von der Gegenwart betroffen“, verwahren und verwalten die Vergangenheit nicht als „musealen Kronschatz“, wie Walter Benjamin es formulierte, sondern in einem Einwanderungsland besteht demnach also ein Zusammenhang zwischen Geschichte und historischer Repräsentation einerseits und zeitgenössischen Fragen von Migration.

Das möchte ich kurz mit einem Gedankenexperiment erläutern, und zwar in einer Übertragung auf eine andere Phase der Migration der bundesdeutschen Zeitgeschichte, nämlich das Thema Flucht und Vertreibung: Der Vergleich der Geschichte der Arbeitsmigration mit der Geschichte der Flüchtlinge und Vertriebenen. Wenn man das vergleicht sieht man, dass in Deutschland in der unmittelbaren Nachkriegszeit jene Migranten, die als Vertriebene und Flüchtlinge Aufnahme in den vier Besatzungszonen fanden und die Gesellschaft genauso wie heute oder in den letzten zwanzig Jahren vor erhebliche soziale, politische und kulturelle Herausforderungen stellten. Diese Herausforderungen waren in vielen Bereichen gar nicht unähnlich zu jenen Herausforderungen, die wir heute durch die Integration von Arbeitsmigranten und neuen Zuwanderern diskutieren. Es ging dabei nicht nur um die Einbeziehung in das soziale und wirtschaftliche Leben, auch um die Anerkennung kultureller Differenzen und die Schaffung und Ausgestaltung von Freiräumen für das kulturelle Leben dieser Zwangsmigran-

² Viola Georgi: *Entlehene Erinnerung: Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland* (Hamburg: Hamburger Edition, 2003), S. 9.

ten, und die kulturellen Kontakte zwischen Einheimischen und Neubürgern. Der staatlichen Kulturpolitik fiel dabei eine bedeutende Rolle zu. Nach nur einem Jahrzehnt der Eingliederung betonte eine zusammenfassende Darstellung zur Rolle der Flüchtlinge und Vertriebenen in der westdeutschen Gesellschaft die große Bedeutung der Kultur und der Kulturpolitik für den Erfolg der Integrationspolitik. Sie müsse „als säkulare Seelsorge“ angesehen werden, eine staatliche Seelsorge, die bis heute auf die Traditionen der Herkunftsregionen und die Geschichte der deutschen Zwangsmigranten abhebt,³ wie jüngst wiederum die Debatte um ein Zentrum gegen Vertreibungen zeigte. Diese aktuelle Kontroverse ist einerseits nur vor dem Hintergrund der kulturpolitischen Entscheidungen der Nachkriegszeit, insbesondere der gesetzlichen Verankerung kulturpolitischer Initiativen, Projekte und Institutionen auf gesetzlicher Grundlage, Bundesvertriebenengesetz, zu verstehen.

Wenn man das zusammenfassen will, könnte man argumentieren, dass Migranten in Deutschland auf dem Feld von Kultur und historischer Erinnerung nicht per se diskriminiert worden sind, wie das Beispiel der Vertriebenen und Flüchtlinge zeigt. Von Beginn an beinhaltete dort die Politik gegenüber dieser Gruppe und ihren Nachfahren, nämlich den Aussiedlern heute, zwei Elemente. Es wurde einerseits eine gleichberechtigte politische Partizipation sowie soziale Integration ermöglicht und andererseits kulturelle Anerkennung durch zahlreiche eigene Institutionen gewährleistet. Die kulturpolitische Dimension war also von Beginn an ein integraler Bestandteil einer umfassenden Integrationspolitik. Wenn wir über ein Migrationsmuseum debattieren, stellt sich die Frage: Wer soll da rein, wer darf sprechen und welche Gruppen werden abgedeckt? Gehört etwa so ein Thema wie Zwangsmigration, Fluchtvertreibung nicht in ein Migrationsmuseum? Das wäre eine spannende politische Debatte in der viel Feuer drin wäre.

Wir haben mal in Berlin ein Experiment gemacht: Wir haben Cem Özdemir mit Erika Steinbach auf ein Panel gesetzt, bei einer Buchpräsentation – ein Buch, in dem es um Migrationsgeschichte, Zeitgeschichte in der Bundesrepublik ging -, und erstaunlich war festzustellen, die beiden hatten sich etwas zu sagen und fanden sich gar nicht befremdet unter dem gemeinsamen Heading Migration auf dem Panel zu sitzen.

Ich möchte mit zwei Gedanken schließen. Was sind die möglichen Leistungen von Kulturpolitik in der Einwanderungsgesellschaft? Was sind aber auch die möglichen Grenzen? Und zwar die möglichen Leistungen, die kulturelle Anerkennung, sowie die Öffnung der Mehrheitsgesellschaft für kulturelle Pluralität liefern meines Erachtens die Voraussetzung für eine erfolgreiche und gleichberechtigte Integration. Eine solche Anerkennung übersteigt den engen und auch einseitigen Begriff der Toleranz, der geht mehr in Richtung Respekt. Stattdessen setzt sie auf den gleichrangigen Respekt, eben unterschiedlicher Gruppen füreinander, und die Leistung einer solchen Politik der Anerkennung besteht in der Schaffung von Freiräumen für zuvor und auch jetzt noch marginalisierte Gruppen. Letztlich hätte so eine Kulturpolitik das Potenzial Identifikations- und Interaktionsräume mit der aufnehmenden Gesellschaft aber auch in der aufnehmenden Gesellschaft zu eröffnen.

Ich möchte aber auch zum Schluss warnen. Kulturpolitik hat ihre Grenzen, und zwar Kulturpolitik von und für Migranten bzw. im Dialog zwischen Minderheits- und Mehrheitsgesellschaft. Die Einfügung von Migrationsgeschichte in das nationale kollektive Gedächtnis können nicht als Ersatz für eine wirksame Sozialwirtschaftsbildung und Arbeitsmarktpolitik für Zuwanderer dienen. Soziale und wirtschaftliche Anerkennung bilden die Voraussetzungen für die volle gesellschaftliche und kulturelle Anerkennung sowie daraus resultierende politische Partizipation. Eine rein symbolische kulturelle Anerkennung kompensiert nicht die mangelnde Teilhabe von Zuwanderern in der Gesellschaft, sondern birgt mitunter eher die Gefahr diese zu verschleiern.

³ Friedrich Edding und Eugen Lemberg (Hg.): *Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluss auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben*. 3 Bände (Kiel: Hirt-Verlag, 1959).

Migrationsmuseen im Vergleich: Internationale Perspektiven

Das Ellis Island Immigration Museum

Diana Pardue, Ellis Island Immigration Museum, New York

Die Vereinigten Staaten sind ein Einwanderungsland. Vor Tausenden von Jahren kamen die Vorfahren der jetzigen Amerikaner zu diesem Kontinent und schufen Siedlungen und Nationen, bevor die Europäer eintrafen. Europäische Nationen schickten Forscher und schließlich Siedler in die Vereinigten Staaten, die dort Territorien eroberten. Die Ausbreitung fand von der Ostküste zur Westküste der Vereinigten Staaten statt. Nicht nur einzelne Länder wurden erobert, man nahm auch außergewöhnlich viel Gebiet. Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert intensiver Migration, und zwar nicht nur in die Vereinigten Staaten, sondern auch von einer Küste der Vereinigten Staaten zur anderen.



Die Millionen, die in die Vereinigten Staaten kamen und blieben um Amerikaner zu werden, waren vor allem junge Erwachsene aus unteren, aber nicht unbedingt aus den untersten Schichten der europäischen Gesellschaft. Sie kamen aus vielerlei Gründen, vor allem aber um sich wirtschaftlich zu verbessern. In die Vereinigten Staaten zu kommen war für viele ein Abenteuer, noch mehr ein Traum. Für manche verwandelte sich diese Abenteuerlust in eine Katastrophe, so dass sie sich wünschten sie wären „zu Hause“ geblieben. Es gab Gewinner und Verlierer bei der amerikanischen Einwanderung. Zu den Gewinnern zu gehören dauerte mitunter mehrere Generationen. Alles in allem kann die amerikanische Einwanderung als eine Erfolgsgeschichte betrachtet werden. Eine Geschichte menschlichen Wagnisses, eine Geschichte von Menschen, die es wagten in einem fremden Land Fremde zu werden.

Ellis Island ist eine Insel im Schatten der Freiheitsstatue vor New Jersey. Während der turbulentesten Zeit zwischen 1892 und 1954 wurden dort etwa 12 Millionen Einwanderer abgefertigt. Aber Ellis Island war nicht nur ein „Tor der Hoffnung und der Freiheit“ in die Vereinigten Staaten, sondern wurde für manche zur „Insel der Tränen“, nämlich für die 2 Prozent, die abgewiesen wurden, da sie beispielsweise nicht den Erfordernissen genügten. Die Angestellten von Ellis Island fertigten in den Spitzenzeiten täglich 5000 Einwanderer ab und an einem Spitzentag sogar bis zu 11.747. Dreiviertel der Einwanderer in die Vereinigten Staaten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kamen über Ellis Island in die Vereinigten Staaten und damit wurde Ellis Island zum Haupteinwanderungstor dieses Landes.

Die Geschichte von Ellis Island zeigt die sich wandelnde Einstellung der Vereinigten Staaten gegenüber der Einwanderung. Die Spitzenzeit der Einwanderung in die Vereinigten Staaten war das Jahr 1907. Die Einwanderung nahm während des ersten Weltkriegs ab, danach wieder zu und änderte sich dramatisch in den frühen Zwanzigerjahren, als sich nämlich die Einwanderungsgesetze änderten. Diese sahen eine Obergrenze für die Einwanderung vor und errichteten auch Quoten für jede ausländische Nation. Das neue Gesetz sah auch vor, dass amerikanische Konsularbeamte die Einwanderer schon in ihrer Heimat prüften. Das heißt also, dass

nach dem Jahr 1924 nur diejenigen Einwanderer durch Ellis Island in die Vereinigten Staaten kamen, deren Papiere nicht in Ordnung waren oder eine medizinische Behandlung benötigten.

Die Einrichtungen in Ellis Island wurden zunehmend auch gebraucht, um Einwanderer zusammenzuziehen, abzuschieben und auch mit illegalen Einwanderern fertig zu werden, oder mit denjenigen, die die Aufnahmebedingungen verletzt hatten. Während des Ersten Weltkriegs wurden auf Ellis Island auch deutsche, italienische und andere Kriegsgefangene gefangen gehalten. Die frühe Geschichte von Ellis Island zeigt die liberale Haltung der Vereinigten Staaten zur Einwanderung. Später gab es zunehmend Restriktionen, so dass das Tor in die Vereinigten Staaten durch bestimmte Beschränkungen kleiner wurde. Die Freiheitsstatue wurde 1924 zum nationalen Denkmal der Vereinigten Staaten erklärt und im Jahr 1965 wurde ihr Ellis Island durch Präsident Johnson zugefügt. Und beides wurde in den National-Park-Service aufgenommen.

In Dezember 1980 veröffentlichte der National-Park-Service einen Plan, wie man das verlassene Gelände auf Ellis Island in ein Museum umwandeln könnte. Aufgrund der engen Haushaltslage zeichnete sich ab, dass nur wenig Geld für die Bewahrung des historischen Erbes da sein würde. Aber die Besorgnis in der Öffentlichkeit angesichts dieser Haushaltszwänge zeigte, dass man vielleicht Unterstützung im Privatsektor mobilisieren könnte. Es wurde eine Kommission aus führenden Wirtschaftsvertretern ins Leben gerufen, die Fundraising betreiben sollte, um Ellis Island in ein Museum umwandeln zu können.

Aufgrund des gestiegenen Spendenaufkommens wurde 1982 der allgemeine Managementplan für Ellis Island vorgelegt. 1984 wurde ein Konzept ausgearbeitet, der sich mit den Themen eines Museums auf Ellis Island befasste. Dieses Konzept umfasste audiovisuelle Programme, Ausstellungen, Medien, Bildungsprogramme, Veröffentlichungen usw. Die Herausforderung bestand darin, ein Gleichgewicht zu finden zwischen Kreativität und Innovation, insbesondere in Anbetracht des historischen Charakters von Ellis Island. Das Ziel war, Ellis Island zu einem Ort zu machen, der für die Besucher von großem Interesse sein würde und gleichzeitig das historische Ambiente zu bewahren.

Das Hauptgebäude auf Ellis Island ist das Museum, das Migrationsmuseum, das den historischen Charakter von Ellis Island bewahrt und gleichzeitig einen Eindruck von dem enormen historischen Drama, das sich früher dort abspielte vermitteln soll. Ellis Island ist darüber hinaus auch ein Symbol für eine Nation aus Menschen verschiedener ethnischer und kultureller Hintergründe, einer Nation, die auf gemeinsamen Prinzipien basiert, von denen Freiheit das wichtigste ist.

Auf Ellis Island gibt es drei Hauptthemen:

1. „*Durch das Tor Amerikas und die entsprechenden Geschichten*“: hier befasst man sich vor allem mit der Abwicklung der Einwanderer und es gibt verschiedene Schlüsselaktivitäten, die sich diesem Thema widmen, beispielsweise audiovisuelle Programme, räumliche Inszenierungen, *Oral History* und Ausstellungen.
2. „*Spitzenjahre der Immigration*“: Diese Ausstellung behandelt die gesamte Geschichte der Einwanderung, der Einwanderung als historisches Phänomen, und zwar einmal aus Sicht der Vereinigten Staaten, aber auch aus internationaler Sicht. Man befasst sich dort mit den unterschiedlichen Kräften, die einerseits Zugkraft und andererseits Druck auf die Einwanderer ausübten, in ein anderes Land zu gehen. Das alles wird durch Ausstellungen, *Oral History*, audiovisuelle Programme u.ä. dargelegt.
3. „*Das Bevölkern der Vereinigten Staaten*“: Man befasst sich hier mit der Mehrdeutigkeit der amerikanischen Identität, mit interkultureller Zusammenarbeit, mit den Elementen der amerikanischen Kultur, dem Bewahren ethnischer Vielfalt und auch dem Übergang der Vereinigten Staaten von einer Gesellschaft, die geprägt war von einem Mangel an Arbeitskräften – wie es sich an der Sklaverei und Zwangsmigration zeigte –, hin zu ei-

ner Gesellschaft mit einer ausgeglichenen Wirtschaft und restriktiven Einwanderungsgesetzen im 20. Jahrhundert.

Im Gegensatz zu dem alten nationalistischen Ansatz, den man beispielsweise in einer Ausstellung in der Freiheitsstatue erarbeitete und die noch auf dem Schmelztiegel abzielte, behandelt Ellis Island eine umfassendere und globalere Perspektive. Hier sind die Materialien thematisch angeordnet und man findet auch Beispiele für spezielle ethnische oder kulturelle Gruppen. Auch die Gründe für die Einwanderung werden dargelegt: Es sind unterschiedliche Faktoren, z. B. Hunger, Vorurteile, politische Instabilität, Industrialisierung, all das führte zur Migration. Diese Themen werden an Hand von Fotos, *Oral History* und Videos veranschaulicht. Das zeigt, dass bestimmte Gruppen gemeinsame Erfahrung hatten, es erlaubt aber auch einen Blick auf einzelne Beispiele. Es zeigt sowohl die gemeinsame Erfahrung, als auch die speziellen Umstände, die die Migranten bewegten.

Wie sich ethnische Besonderheiten, trotz des Drucks sich zu amerikanisieren, bewahrt haben sieht man in bestimmten Ausstellungsgebieten:

- „*Schätze von zu Hause*“: In dieser Ausstellung sieht man Objekte, die die Einwanderer durch Ellis Island in die Vereinigten Staaten mitgebracht haben. Gewissermaßen als Andenken an die alte Heimat: Familienfotos, persönliche Unterlagen und individuelle Erlebnisse der Familien, belegt mit *Oral History*, gehören dazu. Die Besucher des Museums freuen sich, wenn sie Objekte sehen, die sie auch von zu Hause her kennen.
- „*Spitzenjahre der Einwanderung*“: Diese Ausstellung konzentriert sich auf die ganz „normalen“ Einwanderer, nicht auf bestimmte, bekannte Persönlichkeiten. Es wird untersucht, welche Auswirkungen die zunehmende Gelehrsamkeit unter den Einwanderungen auf diese Gruppe hatte.
- „*Die sich schließende Tür*“: Dieser Bereich beschreibt, wie die Einwanderungsgesetze in den Vereinigten Staaten immer restriktiver wurden. Man sieht z.B. Cartoons oder Poster, die sich gegen die Einwanderung wenden; das restriktive Verhalten der amerikanischen Gewerkschaften oder auch Anzeichen von Rassismus (wie KKK). All das wird in diesem Bereich dokumentiert.

Diese Ausstellung lädt also die Besucher praktisch ein, die Geschichte ihrer eigenen Familie in die allgemeine Immigrationsgeschichte der Vereinigten Staaten einzuordnen.

- „*Das Bevölkern der Vereinigten Staaten*“: Dieser Ausstellungsbereich setzt die Einwanderung in die Vereinigten Staaten in einen internationalen Kontext von weltweiten Migrationsbewegungen. Hier gibt es dreidimensionale Tabellen und Grafiken, die einen „Wortbaum“ bilden; die wachsende Proportion der weiblichen Immigranten gegenüber den männlichen; die Quellen der Einwanderung aus Europa, Asien, Afrika und Amerika; es werden Zahlen gegeben, wie viele Einwanderer in die Vereinigten Staaten kamen und die Staaten verließen und wo sich die Gruppen aus den einzelnen Ländern in den USA konzentrierten.

Bei der Planung des Museums von Ellis Island legte der National-Park-Service ganz besonderen Wert auf die Zugänglichkeit des Museums, und zwar sowohl in programmatischer als auch in architektonischer Hinsicht. Es wurde eine spezielle Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, die Empfehlungen für das Museum und verbesserte Zugänglichkeit geben sollte. Diese besondere Arbeitsgruppe gibt auch weiterhin Ratschläge. Das Ziel ist es, Ellis Island für Menschen mit Seh- und Hörbehinderung, körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen genauso erlebbar machen, wie für andere Besucher. Abbildungen, Ausstellungsstücke und Informationstische sind so konzipiert und platziert, dass sie rollstuhlgerecht erreichbar sind. Die Videos haben große Untertitel für Menschen mit Sehbehinderungen und für Menschen mit Hörbehinderungen gibt es schriftliche Ausführungen. Es gibt auch fühlbare Objekte, da runter auch ein Model des Museums von Ellis Island. All das soll die Zugänglichkeit erhöhen.

Die Ausstellungen zeigen auch die Unterschiede zwischen einzelnen ethnischen Gruppen und die unterschiedlichen Gründe für die Einwanderung. Die Einwanderer werden in dem Museum als Akteure gesehen und nicht als Opfer, die nichts beitragen konnten. Die amerikanische Einwanderung wird als Teil weltweiter Wanderungsbewegungen dargestellt, als ein langfristiger Prozess bei der Bevölkerung des amerikanischen Kontinents. Man konzentriert sich bei den Ausstellungen auf die Massenmigration und nicht auf einzelne erfolgreiche Individuen, die eingewandert sind. Man untersucht auch, wie man dem Druck der Amerikanisierung stand hielt und trotzdem seine ethnischen Besonderheiten bewahren konnte. Das Museum lädt also den Besucher praktisch ein, sich selbst im Kontext der größeren Geschichte zu sehen.

Wir befassen uns hier also mit der Interaktion zwischen der amerikanischen Kultur und den Kulturen der Einwanderung und die Herausforderung dieser ausländischen Kulturen zu integrieren. Es werden auch Fragen aufgeworfen nach Macht, nach Staat, nach Wirtschaft, die wichtig sind für den Einwanderer und für seinen historischen Kontext. Es geht doch auch um kulturelle Identität, um die Mythen, die oft auch im Zusammenhang mit Einwanderung entstehen, auch damit muss sich das Museum befassen. Es geht auch darum, wie die Einwanderer ihre persönliche Geschichte weitergeben. Auf all diese Herausforderungen zu reagieren, wird das Museum von Ellis Island weiter bereichern.

Unser derzeitiges Projekt besteht darin, den Ausstellungsbereich auszuweiten, und zwar einen Bereich, der sich mit der Einwanderung nach 1954 – also nachdem Ellis Island geschlossen worden war – befasst. Hier arbeiten wir mit verschiedenen Institutionen zusammen. Wir wollen uns beispielsweise auch mit der Einwanderung von Hispano-Amerikanern befassen, die aus Mexiko kommen. Es gibt ein neues Institut „El Paso“ von der Universität Texas und wir arbeiten auch mit dem japanischen Nationalmuseum zusammen, mit der *Angel Island Immigration-Station* und anderen Institutionen, die sich mit der Einwanderung nach Kanada, vorwiegend im 19. Jahrhundert, befassen, d.h. wir entwickeln immer neue Programme, die das Museum bereichern.

Génériques

Patrick Veglia und Laurence Canal, *Génériques*, Paris

Meine Damen und Herren,

ich möchte mich im ersten Teil zunächst darauf beschränken, die Ursprünge des Migrationsmuseums in Frankreich zu erläutern. Laurence Canal wird im zweiten Teil auf die Gegenwartsgeschichte und deren politische Implikationen eingehen.

In den Siebzigerjahren begannen sich die Minderheiten in Frankreich langsam zu behaupten und traten erstmals als politische Akteure an die Öffentlichkeit. Dennoch konnte man nicht von einem Durchbruch sprechen. Die Geschichte und die Rolle der Migranten in Frankreich blieb vielmehr ein „weißer Fleck“ auf der politischen Landkarte. Das änderte sich erst Mitte der Achtzigerjahre.

In der Zeit zwischen Mitte der Achtziger- und Mitte der Neunzigerjahre wurde versucht, die kollektive Amnesie, die man bislang auch in Frankreich feststellen musste, zu durchbrechen. Es gab die ersten Versuche der Zusammenarbeit zwischen Universitäten und verschiedenen



gesellschaftlichen Bereichen. Das Thema wurde erstmals Gegenstand der Geschichtsforschung. Es wurden Forschungsprojekte initiiert und erste Publikationen zu dem Thema einer interessierten Bevölkerung vorgelegt. Die Zusammenarbeit mündete in Allianzen. Diese Allianzen haben es geschafft etwas konkretere Arbeit in den Vordergrund zu stellen. Zunächst einmal möchte ich hier zwei Initiativen hervorheben. Einmal Génériques: Wir haben es geschafft anlässlich des Jahrestages der französischen Revolution im *Arche* ein Museum, kein wirkliches Museum, aber im Rahmen der dort vorhandenen musealen Strukturen, eine Ausstellung zu eröffnen. Wir konnten darüber hinaus zusammen mit einer regionalen Organisation eine weitere Ausstellung eröffnen, die sich mit der Zeitgeschichte Frankreichs befasste und auch unsere Belange in den Vordergrund stellte.

Man konnte hier an den ersten Initiativen sehen, dass gewisse Dinge in Bewegung kamen. Das bedeutete für uns, dass wir unter Mitarbeit verschiedener Gruppen, vor allem von Vereinen die Frage der Migration zunächst einmal beschränkt auf verschiedene Gruppen oder Teilgruppen in die Hand nahmen. So möchte ich beispielhaft darstellen, dass die Idee zunächst von dem Museum für polnische Geschichte in Frankreich aufgegriffen wurde, das wiederum von der polnischen Bibliothek organisiert wurde. Außerdem gab es die Bibliothek Medem, die die jüdische Kultur untersucht hat. Dann gab es ein Studienzentrum, das die italienische Migration genauer in die Öffentlichkeit gebracht und in die Zusammenarbeit eingestiegen ist. Und auch das Zentrum für die Forschung von Exilanten und die Vereinigung zur Forschung der spanischen Immigration waren hier tätig. Einige sind noch im Anfangsstadium. Da möchte ich vielleicht das Armenische Museum, das Museum in Grenoble und das *Musées de la Résistance* hier beispielhaft nennen.

Zunächst einmal galt es folgendes zu tun: Wir hatten uns bemüht, gewisse Dinge, die in der Vergangenheit zu kurz kamen, in den Mittelpunkt unserer Veröffentlichungen aber auch der Forschungen zu stellen und vor allen Dingen dabei das kulturelle Erbe – der Immigration in Frankreich – im Auge zu behalten. Und dies taten wir natürlich mit Hilfe von Vereinen, aber auch der öffentlichen Hand, die uns zum Glück hier beistand. Aber auch die ganze Welt der Forschung hat sich hier nicht abseits gehalten und ich möchte noch einmal auf den *Guide des sources publiques et privées de l'histoire des étrangers en France* hinweisen, ein Führer der eben bereits zitiert worden ist, der uns vor allen Dingen mit der Geschichte der Ausländer in Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert vertraut macht. Der ist, mit der Unterstützung der *Archives de France* – das ist eine französische Vereinigung der in unserem Lande tätigen Archive -, 1992 von uns entwickelt worden. Darüber hinaus gibt es auch die Internetseiten, die sich mit der Immigration befassen und kleine virtuelle Museen aufgebaut haben. Diese virtuellen Museen sind zugänglich für alle, vor allen Dingen zentrieren sie sich auf soziale Gruppen, aber auch gewisse Einzelthemen in kommunaler Praxis sind dem Zugriff offen.

Glücklicherweise kam es dann doch zu einer Hochzeit, zumindest zu einer Vereinigung, nämlich, dass die Bemühung bislang, durch die Vereine und Verbände, die sich hier stark gemacht haben, eben diese Verbindung auch mit den Universitäten eingingen und man sagen kann, dass dies in der Tat der qualitative Schritt nach vorne ist – das war dann Ende der Achtziger-, Anfang der Neunzigerjahre.

Zu Beginn der Neunzigerjahre hat der Historiker Gérard Noiriel in der Tat die Schaffung eines Museums der Immigration ins Leben gerufen und in dem Sinne auch eine gleich dazu passende Vereinigung ins Leben gerufen; das war später *l'Association pour un Musée de l'Immigration* – die Vereinigung zur Schaffung eines Migrationsmuseums. Zum Glück gab es eine weitere Initiative, diese bestand darin, dass einige Jahre später, die Vereinigung der ehemaligen Werktätigen bei Renault sich dazu entschlossen haben, einen sogenannten Verein der Erinnerung zu schaffen. Dieser Verein der Erinnerung plädiert in der Tat für die Errichtung einer Gedächtnisstätte. Diese sollte auf dem Werksgelände von Renault, *Boulogne-Billancourt* in Paris, errichtet werden. Hier galt es weiterhin eine Stiftung mitein zu beziehen; diese Stiftung

bestand bereits eine zeitlang und war uns sehr hilfreich. Es war die *Fondation d'art contemporain*, die Stiftung zeitgenössischer Kunst.

Der entscheidende Durchbruch, so mag ich es einmal zusammenfassen, gelang indes erst als sich der Staat einschaltete, als sich Menschenrechtsgruppen aktiv beteiligt haben, als sich die Medien massiv auch mit dem Thema befassten und wir feststellen konnten, dass eine allgemeine Bewusstseinsveränderung eintrat, wenn man daran denkt, dass das ganze bislang nur am Rande passierte, war dies der qualitative Schritt nach vorne.

Es begann mit einer Debatte, in der sich Frankreich klar sein musste, dass die neuere Geschichte selbstverständlich ihren Platz im Bewusstsein ihrer eigenen Bevölkerung einnehmen musste. Und dies zunächst einmal ausgehend von einer Selbstreflexion der gesamten Nation über die Rolle Frankreichs im Zweiten Weltkrieg, über die Rolle von Vichy, über die Rolle gewisser Figuren wie Papon, der bekanntermaßen als Scherge der Nazis verurteilt wurde. Das ist ein ganzer Prozess, der selbstverständlich auch in die Bewusstseinsgeschichte eingegangen ist. Das Ganze war eine Parallelität, von der wir nur hoffen konnten, dass es sich auch für uns günstig auswirkte. Und zuletzt darf man nicht vergessen, dass das ein Politikum war.

Kommen wir noch einmal kurz auf die Geschichte zurück. Ich denke, es bedurfte weiterer Ereignisse, zum Beispiel auch der Reflektion der Kolonialgeschichte und die Rolle Frankreichs in diesen Jahren, auch das Eingeständnis, das gefoltet worden war. Der Präsident hat dies vor der gesamten Republik eingestanden. Es gab darüber hinaus natürlich auch die Anerkennung gewisser Dinge, wobei ich hier schlaglichtartig zwei Ereignisse hervorheben möchte. Seit 1950 steht der Völkermord an den Armeniern in Frankreich auf der Tagesordnung. 2001 verabschiedete die Nationalversammlung ein Gesetz, das den Völkermord an den Armeniern anerkennt. Zwei Jahre später wurde in Paris durch den Bürgermeister ein Denkmal eingeweiht. Dieses Denkmal wurde zu Ehren eines jungen Marokkaners errichtet, der acht Jahre zuvor anlässlich einer rechtsradikalen Demonstration in die Seine geworfen wurde und dort ertrank. Vor diesem Hintergrund mag es verständlich sein, dass sich Premierminister Jospin der Initiative anschloss und seinerseits den Vorschlag unterstützte, ein Museum für die Immigration in Frankreich zu gründen.

Im Januar 2001 wurde einer interministeriellen Arbeitsgruppe ein Bericht vorgelegt, der von Génériques und Rémy Schwartz in die Öffentlichkeit getragen wurde. Dieser fand die Unterstützung verschiedener Gruppen. Ich möchte hier nur beispielhaft sagen, dass es auch politische Vertreter, nämlich die Abgeordneten in Parlament gab, die ihn unterstützten. Es gab Vertreter der Vereine, es gab Vertreter natürlich der Wissenschaft, aber auch der Medien, die sich hier stark machten, diesen Bericht zu unterstützen, in welcher Art auch immer.

Die verschiedenen Aspekte dieses Berichts erstreckten sich auch auf Dinge, die zunächst einmal mit dem Museumsprojekt nichts zu tun hatten. Es gab die Frage: Museum? Wenn ja, verbunden mit Forderungen! Diese Forderungen formulierten sich zunächst in der Anerkennung der langen Dauer der Vorgeschichte von Immigration in Frankreich, darüber hinaus impliziert er gewisse soziale Forderungen. Er fordert die Forschung auf, mehr Mittel einzusetzen, bessere Ergebnisse zu erzielen und es hatte zum anderen auch die Folge, dass auf europäischer Ebene dieser Gedanke eines Museums, einer Gedächtnisstätte, in allen europäischen Ländern unterstützt werden sollte. Darüber hinaus war dies natürlich ein Anlass zu semantischen Fragen. Es gab den Autoren die Gelegenheit hier nicht von einem Immigrationsmuseum zu sprechen, sondern von einem sogenannten multifunktionellen Kulturforum. Das wäre das, was man lieber als Museum hätte. Denn das Immigrationsmuseum, so befürchtete man, setzte den Akzent sehr viel stärker auf die nationale Betrachtung in der historischen Immigrationsgeschichte in Frankreich.

Dieses Zentrum, wie man es auch nennen mag, müsste natürlich auch gewissen Anforderungen gerecht werden. Es müsste Funktionen erfüllen. Zunächst einmal das Verständnis der Geschichte fördern; ein Ort der Begegnung und der Erinnerung sein; es sollte eine pädagogi-

sche Funktion, nämlich eine erzieherische Aufgabe haben und es sollte sich an die jeweiligen politischen Diskussionen zu diesem Themenzusammenhang nicht nur anschließen, sondern sie begleiten –als politische und als kulturelle Aufgabe.

Da war zunächst einmal die Frage wie es weitergehen sollte. Laurence Canal wird die weitere Entwicklung dieses Projektes erläutern. Wir hatten in der Tat die Möglichkeit eine Arbeitsgruppe zu bilden, die sich mit der Konzeptualisierung befasste. Dies war mit der Auflage verbunden, juristische, finanzielle und auch fachliche Hilfe zu bekommen und diese auch zu finanzieren. Das Ganze war eine Frage, wie sich die französische Politik, der Präsident, dazu stellte und ich muss eine kleine Parenthese machen, mein Teil endet zunächst einmal mit dem Stand vor den letzten Präsidentschaftswahlen in Frankreich, was bedeutet, dass wir zunächst einmal gewisse Zweifel haben müssten, denn wir wussten nicht wie dieses Projekt weitergeführt wird und ob sich die nachfolgende Präsidentschaft auch an die Versprechungen des Vorgängers hielt. Es ist zum Glück, und das kann ich vorwegnehmen, soweit, dass das Projekt weitergeführt wird. Laurence Canal wird nun darüber sprechen, was danach passierte.

Das Ganze nahm dann seinen Lauf und ich denke erst seit dem Jahr 2002 kann man davon sprechen, dass es hier zu einer konkreten Umsetzung kam. Es gab die Gründung eines hohen Rates, der sich mit der Immigrationsfrage zu befassen hatte und der sich dann auch mit der Forderung nach einem Immigrationsmuseums beschäftigte.

Im März 2003 hat sich der Premierminister dazu entschlossen, und zwar unter ausdrücklicher Berufung auf den vorliegenden Bericht und auch auf die Absichten der vorangehenden Regierung, eine sogenannte vorbereitende Kommission mit der Aufgabe der Umsetzung dieses Berichtes und des Museums zu beauftragen. Zunächst hat der Premierminister dem zugestimmt, was als allgemeine Orientierung zu gelten hatte, einer Art Definition der Ziele. Es ging zunächst einmal darum, „eine historische Epoche in Augenschein zu nehmen, die sich zwischen Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum heutigen Tag erstrecken muss, weil diese gesamte Periode Teil der französischen Immigrationsgeschichte ist.“ Dabei ist zu berücksichtigen, dass es verschiedene Migrationswellen gab, die auch genauer herauszustellen, und voneinander zu unterscheiden und zu beschreiben sind. Dann verschiedene Verbindungen herzustellen, aufzuzeigen und auch möglicherweise zu dokumentieren in wieweit die Dimension der französischen Zeitgeschichte mit der Immigrationsgeschichte Hand in Hand gingen oder miteinander verbunden war. Darüber hinaus sollten alle verfügbaren Archive zu Rate gezogen werden und auch die vorhandene Dokumentation soweit aufgearbeitet werden, dass man bereits alles, was verfügbar ist, zusammenfasst und dabei die Medien mit einbezieht, die audiovisuellen Mittel dabei eben ohne irgendwelche Einschränkungen nutzen. Darüber hinaus gibt es auch einen besonderen Aufruf an die Forschung, sich hier nicht zurückzuhalten. Allerdings sollte das Ganze, um einmal die Praxis und die Nutzbarkeit dieses Museums zu sehen, ein Ort sein, wo man die Geschichte lebt, wo auch die Zeitgeschichte ihre Rolle hat und natürlich dabei hin und wieder auch gewisse künstlerische Aspekte mit einzubeziehen sind.

Die Beauftragung der Gesamtverantwortung war hier eine klare Sache. Der Premierminister hat Jacques Toubon, er ist der frühere Minister für kulturelle Fragen in Frankreich und Conseiller d'État – das ist in Frankreich ein wichtiger Titel. Er war im übrigen auch Justizminister. Es ging darum, dass er diese gewaltige Aufgabe leistete, wobei letzterer wieder auf die Idee kam, sich eines wissenschaftlichen Ausschusses und eines sogenannten technischen Umsetzungsausschusses zu bedienen. Die beiden Komitees haben auch klare Aufgaben: Das wissenschaftliche Komitee oder der Wissenschaftsausschuss hatte vor allem die Aufgabe, den inhaltlichen Teil des Projekts zu definieren und der zweite, das sogenannte technische Umsetzungs-komitee hatte die Aufgabe, den Ort auszumachen, wo dieses Museum seinen Platz finden sollte; finanzielle Partner zu suchen und dabei auch technische Unterstützung bereitzustellen.

Es bleibt zu natürlich erwähnen, dass es auch hier die Einsetzung eines sogenannten *prefigurativen* Ausschusses gab. In Frankreich steht es für eine Aufgabe, die sich mit der Konzeption,

aber gleichzeitig nicht mit der theoretischen, sondern mit der dadurch verbundenen Umsetzung befasste. Die Regierung hat dem Projekt aufgetragen, die Entwicklung in ein Zentrum der Erinnerung und der kulturellen Aufarbeitung der Immigration zu verwandeln mit dem folgende Aufgaben verbunden sind: „Es soll ein Ort, der Begegnung sein, welches der ganzen Bevölkerung offen steht, die Rolle der Immigration unterstreicht und ihre Bedeutung für das Werden des neuen Frankreichs auch nicht aus dem Auge verliert und dies aus ökonomischer, sozialer und kultureller Sicht.“

Zunächst wurde eine sogenannte Agentur zur Entwicklung der interkulturellen Beziehungen ins Leben gerufen. Diese ein Netz von Organisationen von öffentlichem Interesse sein, und die natürlich finanziell von der öffentlichen Hand getragen wird. Herr Toubon hat den entsprechenden Bedarf definiert. Die Agentur musste dafür sorgen, dass das Geld da war, dass die Entwicklung beschleunigt wurde und dass man sich ständig nach außen hin bemerkbar machte.

Es wurde ein Forum geschaffen, das verschiedene Vereine, Verbände und interessierte Gruppen zusammenbrachte. Dieses erstellte einen Bericht mit dem Ziel, ein nationales Zentrum – wie eben beschrieben – zu schaffen und sollte folgende Elemente beinhalten: Der erste Bericht, der vorlag, war bislang auch der Referenztext auf den sich bislang alles bezog und von dem man auch nicht abweichen durfte. Zunächst einmal wo sollte dieses Museum errichtet werden? Man hat sich für Paris entschieden, weil hier Platz vorhanden war und ein prestigeträchtiger Ort gesucht wurde, der gleichzeitig einen Symbolgehalt hatte. Einerseits sollte hier der Gefahr vorgebeugt werden, dass es sich um eine Art praktisches Accessoire zu bereits bestehenden kulturellen Institutionen in Paris handelte und das andererseits den besonderen Charakter eines Museums entsprechen soll. Das sollte dadurch gewährleistet werden, dass dieses Haus im Gegensatz zu anderen kulturellen Einrichtungen in Paris eine ständige Verbindung mit lokalen Initiativen hat und dazu anregen sollte, Ähnliches auf lokaler und regionaler Ebene zu wiederholen – im kleineren Stil natürlich.

Welche Zielgruppe hatte man vor allen Dingen im Auge? Jugendliche, die neue Generation und selbstverständlich waren alle Franzosen und alle Interessierten angesprochen. Aber hier hatte man eine besondere Zielgruppe, von der man glaubte, dass sie auch Identifikationsbedürfnisse befriedigen sollte und auch musste, die sehr oft fehlten, und deren Identitätsreferenzen bislang unklar war und denen man dabei helfen wollte, ihren eigenen Standort in der neuen französischen Gesellschaft zu finden. Es gab natürlich auch andere Zielgruppen, an die man hier gedacht hat. Zunächst die politischen Exilanten, aber auch die Neuankömmlinge und auch den Frauen, den Immigranten in unserem Land, sollte besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Natürlich auch die Unbekannten, die im Laufe der Migrationsgeschichte durch das Raster gefallen und vergessen worden sind.

Es wird eine Tagung geben, die zunächst einmal feststellt, in wieweit die Ziele und Umsetzungen erreicht worden sind. Diese Konferenz wird in der National Bibliothek stattfinden und hier eine erste Bilanz ziehen und Vorschläge machen, wie die Weiterentwicklung des Projekts verbessert werden kann. Wir haben hier mehrere Themen, die wir verfolgen wollten. Das ist zunächst das Thema Gedächtnis und Archive zu nennen, das den ganzen Rahmen in Augenschein nimmt. Die Frage der Museologie und der Programmierung, wie museale Ziele umgesetzt und vertieft werden können. Als Drittes ging es um die Frage der Vermittlung und Gestaltung. Und das Vierte war die Pädagogik und Öffnung zu allen Zielgruppen, der Öffentlichkeit zu debattieren.

Der nächste größere Schritt wird eine Sondersendung im Fernsehen sein. Wir werden dort unsere Vision vorstellen können. Die Medien geben uns den entsprechenden Raum, die Vielfalt und den Reichtum Frankreichs, mit all seinen Emigrationsreichtümern, darzustellen. Wir werden darauf hinweisen, dass zum kulturellen Erbe unserer Nation auch die Immigration

gehört. Und natürlich werden wir sehr viele Zeitzeugen zu Wort kommen lassen, aber auch Dokumente vorstellen und die Gelegenheit nutzen, uns bekannt zu machen.

Noch ein letzter Hinweis: Um zu zeigen wie es weitergeht, werden wir einen Bericht schreiben, der im Jahr 2004 der Regierung vorgelegt wird, hoffentlich mit dem Ergebnis, dass man ihn schätzt und gebührend bewertet. Wir hoffen, dass in drei, vier Jahren das Museum realisiert wird. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

Centre de Documentation sur les Migrations Humaines

Antoinette Reuter, Centre de Documentation sur les Migrations Humaines, Luxemburg

Ich möchte mich zunächst bei den Veranstaltern herzlich bedanken, dass ich an dieser überaus interessanten Tagung teilnehmen darf, denn ich muss ehrlich sagen, ich beneide sie um diese Diskussion. Denn in Luxemburg sind zwar die Entscheidungswege relativ kurz und man kann relativ leicht etwas erreichen, aber zu so einer Öffentlichkeit mit Migranten und Politikern fehlt ein ganz entscheidender Faktor: die akademische Institution, da die Uni Luxemburg noch im Aufbau begriffen ist und bisher kein großes Interesse an dem Thema Migration gezeigt hat.



Ich möchte einleitend ein paar Worte zur Migration in Luxemburg sagen, weil dies erklärt, was wir machen. Die Migration in Luxemburg ist außergewöhnlich: Etwa 39 Prozent der Wohnbevölkerung, 70 Prozent der Arbeitnehmer, sowie mehr als 45 Prozent der Jugendlichen unter 16 Jahre haben einen ausländischen Pass. Das hat aber natürlich einen Haken, denn laut EU-Definition sind 95 Prozent dieser Ausländer überhaupt keine Migranten, weil sie EU-Bürger sind. Trotzdem wird von offizieller Seite die Lage als bedrohlich für die luxemburgische Identität empfunden. Diese Identität wird hauptsächlich am Gebrauch der luxemburgischen Sprache festgemacht. Nun ist es klar, dass sich die Einwanderergruppen, die hauptsächlich aus Portugal - etwa die Hälfte der Einwanderer -, und dann aus Frankreich kommen, eher des französischen bedienen, weil sie romanischsprachig sind. Man sieht also, dass man auch als EU-Bürger als Störenfried empfunden werden kann.

Dabei hat Migration in Luxemburg eine lange Tradition. Im Übergang vom Neuzehnten zum Zwanzigsten Jahrhundert wurde die für ein kleines Land überdimensionierte Stahlindustrie, die überhaupt erst die unabhängige Existenz Luxemburgs absicherte, fast ausschließlich mit Arbeitskräften aus Deutschland, Italien und Belgien aufgebaut. Diese deutsche Einwanderung, die bis 1940 die erste Einwanderung in Luxemburg war, ist wegen der Ereignisse des zweiten Weltkriegs ein völliges Tabuthema. Das ist sehr ungerecht, weil gerade eine Reihe von deutschen Arbeitern eine ganz entscheidende Rolle im luxemburgischen Widerstand eingenommen haben.

Schaut man weiter zurück in die frühere Neuzeit, stellt man fest, dass auch damals Luxemburg schon ein Einwanderungsland war. Nach dem 30-jährigen Krieg sind nämlich massiv Leute aus dem Alpenraum, aber auch aus Böhmen und Mähren, eingewandert. Umgekehrt kann man sagen, dass Luxemburg auch ein außergewöhnliches Auswanderungsland war und ist.

Denn während die deutschen und die italienischen Arbeiter in die Stahlindustrie einwanderten, wanderten die luxemburgischen Bauern nach Amerika aus. Etwa 75.000 Luxemburger siedelten im letzten Jahrzehnt 19. Jahrhunderts in den USA, was ungefähr ein Drittel der damaligen Bevölkerung ausmachte. Und auch heute leben ungefähr 5 Prozent der luxemburgischen Passträger im Ausland. Wenn man das auf deutsche oder französische Verhältnisse hochrechnen würde, dann käme man natürlich auf eine Millionenzahl. Angesichts dieser Tatsachen sollte man doch meinen, dass in Forschung und Lehre – soweit existent – sowie in der Darstellung etwa in Museen und in Schulbüchern Migration seit langem ein Thema ist. Was allerdings bis vor kurzem überhaupt nicht der Fall war.

Damit komme ich dann bei den Anfängen des Dokumentationszentrums an. Die Geschichte des Dokumentationszentrums ist eine Geschichte der kleinen Schritte. Die Anfänge dieser kleinen und eng mit dem Ort Düdingen verbundenen Struktur gehen auf die Achtzigerjahre zurück. Düdingen ist mit etwa 17.000 Einwohnern die viertgrößte Ortschaft Luxemburgs und die Stadt liegt im früheren Stahlrevier direkt an der Grenze zu Frankreich. Sie ist historisch sehr stark vor allem von der italienischen Einwanderung geprägt. So tragen von zehn Stadtvierteln, acht einen italienischen Namen. Heute sind in Düdingen an die achtzig verschiedene Nationalitäten vertreten, darunter die Portugiesen als größte Gruppe, jedoch etwas unter dem Landesdurchschnitt. In den Siebzigerjahren war Düdingen, das lange Zeit als Schmiede des Südens bezeichnet wurde, eine Stadt des Um- und Aufbruchs. Die traditionsreiche, quasi genetisch mit der Geschichte des Ortes verbundene Hütte wurde geschlossen. Die Gemeindeverantwortlichen beschlossen diesen Schock nicht nur durch das Ansiedeln von neuen Industriebetrieben zu verarbeiten, sondern auch die Geschichte dynamisch in die Zukunft einzubringen. Im Rahmen dieses Programms wurden neben vielen anderen Projekten zwei Basisinitiativen unterstützt, die das Thema Migration dokumentierten.

Zum einen gab es in Düdingen einen Verein von Nachkommen italienischer Einwanderer, die Materialien, wie etwa Fotos, Interviews, Tondokumente und alles mögliche zu der italienischen Einwanderung sammelte. Und besonders über ein Viertel in Düdingen, das *Klein-Italien* heißt und stark von der italienischen Einwanderung geprägt ist, aber in dem heute fast ausschließlich Portugiesen wohnen. Zum anderen gab es in einer Gruppe von Lehrern an der lokalen Sekundarschule, die es nicht mehr verkrafteten, ihren portugiesischen Schülern mitzuteilen, dass sie zur Hälfte keinen Schulabschluss bekommen würden, dass sie in verlotterten Wohnungen wohnen, und dass sie eine Bedrohung für die luxemburgische Identität seien.

So haben beide Initiativen 1989 zu einem gemeinsamen Projekt zusammengefunden. Die Schüler von zwei, mit vielen Ausländerkindern besetzten Klassen, interviewten, filmten in *Klein-Italien* ihre italienischen Vorgänger für ein Videoprojekt und sammelten Dokumente für eine Ausstellung. Sie erschlossen auch ihr alltägliches Umfeld neu, indem sie Details an den Häusern des Viertels, zum Beispiel zeichnerisch erforschten. Es ging auch darum, dass sie das Viertel, in dem sie lebten, nicht unbedingt mehr als ein hässliches, verlottertes Viertel empfinden sollten, weil viele Schüler dort lebten, wollten das überhaupt nicht mitteilen. Das Echo bei den Jugendlichen, auch bei den Bewohnern *Klein-Italiens* und bei der Gesamtbevölkerung Düdingens war überaus positiv. Ganz überraschend bekam dann das Projekt ein von der Abgeordnetenkammer ausgelobten Preis für interkulturelle Aktivitäten. So fühlten sich die Initiatoren angespornt weitere ähnliche Aktivitäten durchzuführen und dies mit Unterstützung der Gemeinde. Gemeinsam wurde nach und nach über eine Möglichkeit der Institutionalisierung dieser Aktivitäten nachgedacht. Zu diesem Zweck wurde dann 1994 ein gemeinnütziger Verein gegründet.

Nun geht das Projekt sozusagen von der lokalen auf die nationalen Ebene über. 1995 hatten wir das Glück, dass Luxemburg Kulturhauptstadt Europas war. In diesem Rahmen wurden nicht nur in der Stadt Luxemburg angesiedelte Projekte gefördert, sondern auch solche, die über das ganze Land verteilt waren. Und so konnte der Verein sich eigentlich zum ersten Mal mit einer Ausstellung einem breiten, überregionalen Publikum vorstellen. Gezeigt wurde die-

ses Mal die Geschichte Düdlings seit der Keltenzeit bis zu dem Zeitpunkt, wo die Ausstellung war, unter dem Blickwinkel der Migration und deren wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Folgen. Die Veranstaltung war für viele Besucher eine Art „Aha-Erlebnis“ und die Frage kam auf, ob man nicht für gesamt Luxemburg eine derartige feste Ausstellung ausrichten könnte, also eine Art Migrationsmuseum.

Die Gemeinde erklärte sich bereit, ein derartiges Zentrum mitzufinanzieren. Eine Gruppe von Abgeordneten von der sozialdemokratischen und von der grünen Partei hat diesbezüglich eine Empfehlung in die Abgeordnetenkammer eingebracht und diese wurde einstimmig angenommen. Nun waren Gemeinde und Regierung gefordert, eine geeignete Örtlichkeit zu finden. Gefunden wurde der alte Bahnhof des Italienviertels, der gerade von der Bahn zum Verkauf angeboten wurde. Er wurde erworben und von den zwei Trägern recht aufwendig renoviert. Seit 1996 ist der Verein nun in diesem symbolträchtigen Gebäude beheimatet und hat seit 1998 einen Vertrag mit dem Staat und der Gemeinde mit dem Auftrag ein Migrationsmuseum aufzubauen.

Doch nach dem Jubel kam bald die Ernüchterung. Das Gebäude ist zwar sehr schön, eigentlich wie gesagt auch sehr symbolträchtig, aber für ein Museum ungeeignet, da es viel zu klein ist. Die Zuweisung dieses Gebäudes ist eine typisch luxemburgische Entscheidung, denn man hat nie Einfluss auf solche Entscheidungen, eben weil Vereine mit der Politik sich direkt gegenüber stehen und der dritte Partner, der Blick von draußen, fehlt. Man bekommt dann leicht etwas, aber man muss dann das nehmen was man bekommt.

Eine Gesamtdarstellung der Migration lässt sich also dort nicht unterbringen. Ein weiteres Problem tritt auf, das Forschungsdefizit. Es gibt einzelne Gebiete, die schon sehr gut aufgearbeitet sind, aber andere fehlen. Und dazu sind also zum Teil auch dann die Mittel, die zwar für Luxemburg großzügig sind, unzureichend. Wir versuchten dann aus der Not eine Tugend zu machen und zumindest das voranzutreiben, was möglich ist, nämlich ein Dokumentationszentrum mit Bibliothek und Archiv. Und daneben natürlich ein Ausstellungsraum, wo dann aber temporäre Ausstellungen verschiedene Migrationsthemen beleuchten.

Wir bemühen uns durch kleine wissenschaftliche Projekte, die Forschungslücken zu schließen. Die Ergebnisse werden durch Publikationen und Ausstellungen dokumentiert. Auch die Projekte mit den Sekundarschulen werden weiterhin durchgeführt. Hierbei handelt es sich aber immer um einmalige Aktivitäten, die spezifisch für eine Klasse oder Schülergruppe zusammengestellt werden, denn sie sollen immer zum direkten Umfeld Bezug nehmen. Für diese vielfältigen Initiativen müssen wir uns ständig um Drittmittel bemühen. Sei es bei der Stiftung Bassaminier, eine der wenigen Stiftungen in Luxemburg - das fehlt also auch in diesem Lande - oder bei der EU. So hatten wir Raphaelprojekte, Sokratesprojekte und zur Zeit haben wir ein indirektes Projekt mit belgischen und französischen Partnern. All das läuft, stößt aber zur Zeit an Grenzen. Uns bleibt nämlich ein ganz starker Hemmschuh, das ist die Ehrenamtlichkeit. Die Aufgaben in Forschung, Dokumentation, Darstellung und Verwaltung werden fast ausschließlich von einem Kreis von 15 Personen gemeistert und das ist nicht genug.

Wichtig in unserer Arbeit war von Anfang an - und wir hoffen dann auch in Zukunft - durch diese internationale Zusammenarbeit lokale Projekte zu ermöglichen. Bei unserer Arbeit haben wir uns einige Regeln gestellt. Wir wollten zunächst einmal nicht vergessen, wo wir herkommen. Denn auch, wenn wir die Institutionalisierung für notwendig halten, wollen wir unbedingt ein Teil Ehrenamtlichkeit in der Institution halten, damit wir am Geschehen dran bleiben. Weil wir Migration auch als kontinuierlichen Prozess darstellen wollen. Wir wollen verhindern, dass das Museum in Zukunft eine Art Struktur mit Migrationsbeamten wird.

Dann soll auch die Beziehung zu den Menschen im Italienviertel weiterhin im Zentrum präsent sein. Nicht die Migranten sollen in die Ausstellungen kommen, sondern die Migration. Es ist natürlich gefährlich, wenn ein Migrationsmuseum direkt an einem Migrantenviertel liegt. Das könnte auch so eine Art „Zoo-Effekt“ ergeben, das wollen wir auf jeden Fall vermeiden.

Die Menschen in dem Viertel sollen das Zentrum als das ihrige ansehen. Jedes Jahr werden eine ganze Reihe von Aktivitäten gemacht, die zum Nutzen auch dieser dort lebenden Menschen sind.

Das Viertel soll auch in einem Nebenprojekt als eine Art Erinnerungsort für sich überschneidenden Schicksale von Italienern, Luxemburgern und Portugiesen aufgewertet werden. Die Einheit wäre der Ort, aber die verschiedenen Schicksale sollen verknüpft, jedoch durchaus differenziert dargestellt werden. Probleme und Diskussionen sollen nicht übertüncht werden.

Wir streben auch kein kommerzielles Projekt an. Wir denken nämlich, dass Migration zur luxemburgischen Geschichte gehört, und dass man deshalb auch die öffentliche Hand absolut nicht aus der Verantwortung entlassen soll.

Ein Problem ist zur Zeit, dass wir nur teilweise Ausstellungen durchführen können und da erkennt man eine große Gefahr. Das wäre, dass man eine Art ethnisches Projekt anstrebt, eine Ausstellung von Ausländern für Ausländer oder für nur eine bestimmte Gruppe. Weil wir jetzt oft Ausstellungen machen, die tatsächlich nur eine Gruppe betreffen – da parallel der Raum für andere Ausstellungen fehlt –, merkt man sehr gut die Gefahr eines solchen Vorgehens. Denn Ausstellungen über Italiener werden dann hauptsächlich von Italienern besucht und bei anderen Gruppen dann ganz ähnlich. Wir möchten also in unserer Darstellung auch Migration als eine ganz normale Erscheinung der Geschichte erkennen lassen und haben deshalb auch einige Projekte bis auf die frühe Neuzeit zurück. Wir haben auch Ein- und Auswanderung in unser Programm aufgenommen, mit der Absicht, auch den Nationenbegriff in Luxemburg zu hinterfragen. Denn es ist nämlich so, dass Auswanderer ganz gerne gesehen werden, unter quasi einem biologisierenden und sprachidentitätsstiftenden Gesichtspunkt, dass sie sozusagen die verlorenen Töchter und Söhne der eigenen Nation sind, und dass man ihnen Aufmerksamkeit widmen muss. Während man das gleiche den ausländischen Mitbürgern, die in Luxemburg leben, arbeiten und mitgestalten, nicht zugesteht. Also dieser Spiegeleffekt ist uns sehr wichtig.

Wie gesagt, war es uns auch immer wichtig, die Migrationsgeschichte Luxemburgs in ihr europäisches Umfeld zu stellen, um Besonderheiten oder auch räumliche Kontinuitäten aufzudecken. Zu diesem Zweck ging unser Bestreben von Anfang an in die Richtung von europäischer Zusammenarbeit. Seit 1995 ist unser Verein Mitglied der *Association of European Migration Institutions*, kurz AEMI genannt. Dieser Programmpunkt hat sich in den letzten Jahren über die methodologische Diskussion hinaus, für uns als richtige Strategie erwiesen. Es zeigt sich nämlich, dass internationale Anerkennung von Themen durchaus bei der Lockerung von nationalen Mittel helfen kann. So war zum Beispiel die Konvention, die Génériques mit dem französischen Staat abgeschlossen hat, ein ganz wichtiges Argument in unseren Verhandlungen mit dem Kulturministerium und der Beitritt zur AEMI ein solches eben für das Kulturbudget.

Zur Zeit verfolgen wir mit der AEMI das Projekt einer gesamteuropäischen Woche des Migrationserbes. Das Datum, die zweite Oktoberwoche, ist bereits mit den betreffenden Dienststellen des Europarates in Straßburg abgesprochen worden, und soll auch vor Jahresende in Brüssel vorgestellt werden. Die AEMI hat sich in den letzten zwei Jahren, von einem eher zurückhaltenden Club von mehrheitlich mit der transatlantischen Auswanderung beschäftigten Vereinen zu einer dynamischen Struktur mit Blickwinkel auf die Gesamtmigration entwickelt. Hierzu haben nicht zuletzt Mitglieder wie Génériques oder wir selbst beigetragen und ich denke, dass sich AEMI in Zukunft stark um gesamteuropäische Darstellungen und Projekte bemühen wird und dafür auch wohl Mittel finden wird. Ein deutsches Migrationsmuseum, das endlich auch Einwanderung berücksichtigt, dürfte dabei nicht fehlen. Deutschland ist nämlich jetzt in dieser Struktur mit vier Auswandererinstitutionen vertreten. Das ist eigentlich fast das einzige Land, wo das so ist, dass nur noch Auswandererinstitutionen mitmachen.

Wir wollen auch diese internationalen Gelegenheiten weiternutzen, um endlich zu unserem richtigen Museum zu kommen. Eine Chance bietet sich vielleicht im Jahr 2007, wo Luxem-

burg – dieses Mal nicht die Stadt, sondern die Großregion grenzübergreifend – wieder Kulturhauptstadt Europas wird. Das wird möglicherweise die Gelegenheit sein, den Bahnhof als Dokumentationszentrum behaltend, eine Halle in den gegenüberliegenden Industriebrachen als Ausstellungsfläche zu gewinnen.

Ich danke Ihnen.

Migrationsgeschichte im Museum – zwischen Institutionalisierung und Randständigkeit

Marianne Winkler, Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung,
Hannover

Vielen Dank, dass ich hier die Gelegenheit habe, das Ausstellungsprojekt „hier geblieben“ vorstellen zu können. Ich gebe einen Bericht aus der Praxis, aus einem Projekt, das vor einem Jahr realisiert wurde. Die Ausstellung heißt „hier geblieben“. Ich werde meinen Kurzvortrag in die Darstellung des Projektes, in Inhalt und Struktur der Ausstellung gliedern. Zusätzlich werde ich auf spezifische Probleme, Herausforderungen und Erfolge in der Realisierung eingehen. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, auch das politische Klima zur Zeit der Ausstellungsentwicklung zu berücksichtigen, aber in Anbetracht der Tatsache, dass ich auch die Vorträge der letzten eineinhalb Tage gehört habe, denke ich, dass ich das ausblenden kann. Ich werde aber gern auf den Publikumserfolg, bzw. die Publikumsreaktionen, eingehen und vielleicht auch noch die Rolle von Migranten im Projekt referieren.



Die Darstellung des Projekts

Mit diesem Projekt hatten wir uns vorgenommen, von heute aus zu schauen, wer ist von 1945 bis heute als Zuwanderer nach Niedersachsen gekommen. Mit dieser Frage ist auch schon im Prinzip das Konzept in seinen Grundzügen beschrieben. Es geht also in der Ausstellung „hier geblieben“ darum, dass wir den geographischen Bezugsrahmen in zweierlei Hinsicht auf Niedersachsen fokussiert haben: Wir haben die Exponate landesweit gesammelt und zeigen diese Ausstellung ebenfalls landesweit, also ist es eine Wanderausstellung. Wir nehmen dem zeitlichen Rahmen entsprechend von 1945 bis heute vier große Zuwanderergruppen in den Blick, und zwar die deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen, die hier schon mehrmals erwähnten Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten, aber auch die Aussiedler und Spätaussiedler und nicht zuletzt die Asylsuchenden, die politischen Flüchtlinge.

Das alles ist in einer Ausstellung bearbeitet und damit ist die Besonderheit dieses Projektes schon fast ausreichend beschrieben. Wir haben übrigens noch eine Gruppe mitberücksichtigt, aber in einer anderen gestalterischen Form, und zwar die Illegalen. Ich muss dazu sagen, dass wir für dieses Projekt keine eigene Forschung geleistet haben. Die hätten wir uns auch überhaupt nicht leisten können. Wir beziehen uns im wesentlichen auf die Osnabrücker Migrationsforschung, also hat Professor Klaus Bade das Projekt von Anfang an begleitet. Er hatte damals im Beirat angeregt, die Illegalen mit zu berücksichtigen. Wir hatten gestern die Diskussion, in wieweit die Migration auch ein Thema der Zukunft ist und ich denke in dem Bereich ist es zu mindestens eines der Gegenwart. Die vier großen Gruppen, um die es in der Ausstellung geht, sind die zuvor genannten, ohne die Illegalen.

Die Struktur des Projektes

Die Struktur sieht so aus, dass wir diese Ausstellung in einen Vorbereich, Hauptbereich und in einen Schlussbereich gegliedert haben. Ich gehe jetzt in meinen Ausführungen in wesentlichen auf den Hauptbereich ein. Die Aufgabe für die professionellen Gestalter war, Überlegungen anzustellen und zu berücksichtigen, dass die Ausstellung auf Wanderschaft gehen muss. Vom Inhalt ging wie gesagt um die vorgegebenen vier Gruppen. Die Gestalter/-innen haben diese Vorgabe der vier Zuwanderergruppen insofern konsequent berücksichtigt, als die Ausstellung

so aussieht, dass für jede Gruppe ein Raum gestaltet wurde. Ein aus Stellwänden zusammengebauter Raum jeweils für eine Gruppe. Das erleichtert zum einen den Besuchern ganz einfach die Orientierung in der Ausstellung, zum anderen entspricht diese Struktur – das haben wir beim Sammeln festgestellt – dem Wunsch der jeweiligen Zuwanderer. Ich mache das mal am Beispiel deutlich: Es gab anfangs durchaus Bedenken oder zumindest Fragen, in wieweit sich das machen lässt, vier Gruppen in einer Ausstellung zu berücksichtigen, in wieweit die Besonderheiten der einzelnen Gruppen dann nicht zu kurz kommen. Als wir gesagt haben, dass wir die Ausstellung in Räumen strukturiert zeigen werden, trat bei den Gesprächspartnern so etwas wie Beruhigung ein. Ich denke, das war eine ganz wichtige gestalterische Entscheidung.

Wir haben eine traditionelle Ausstellung konzipiert und realisiert. Wir haben es gewagt, Texttafeln zu produzieren und ich denke, das hat der Ausstellung selber nicht geschadet. Jeder Raum der Zuwanderergruppe wird mit einem Bereichstext eröffnet, also mit einem Sachtext. Jeder Zuwanderungsgruppe ist eine Biographie vorangestellt. Das ist insofern ganz wichtig, als wir in dem einen Jahr, in dem die Ausstellung jetzt gezeigt wird, die Erfahrung gemacht haben, dass insbesondere bei den Führungen für Schulklassen sehr gern mit diesen Biographien gearbeitet wird. Des weiteren sind die Räume für die einzelnen Zuwanderergruppen mit jeweils vier Texttafeln ausgestattet, also nicht mehr.

Für mich, die ich nicht aus dem Bereich Museum oder Ausstellung, sondern aus der politischen Bildung komme, war das sehr schwierig, komplexe Themen auf einen Absatz zusammenzufassen. Aber die Entscheidung dafür, Sachtexte sehr knapp wiederzugeben, ist zugunsten der Tatsache gefällt worden, dass ansonsten auf den Ausstellungstafeln die Zugewanderten selber zu Wort kommen und wir im wesentlichen mit Zitaten arbeiten. Die Ausstellungsräume selber sind atmosphärisch insofern besonders gestaltet, demnach sehen sie alle vier sehr unterschiedlich aus. Wir haben versucht, jeweils das Besondere der einzelnen Gruppen durch bestimmte atmosphärische Entscheidungen zu unterstützen, d.h. im Bereich der Arbeitsmigranten wurde eine Fabrikhalle nachempfunden. Die Stellwandelemente sind mit Foulgurrhitmaterialien ausgestattet und zeigen Oberlichter, somit fühlt man sich annähernd wie in einer Fabrik. Die Präsentationsmöbel sind ebenfalls den Zuwanderergruppen entsprechend ausgewählt worden. Bei den Arbeitsmigranten werden die Exponate in Werkbänken gezeigt. Bei den deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen finden Sie die Exponate zum Teil in einer Schubkarre, weil das Thema Bauen, sich Niederlassen in Niedersachsen, ein Thema war, dass wir für diese Gruppe als Leitmotiv ausgesucht haben. Das sich Niederlassen und das Hier-geblieben-Sein wird auch in der Form gezeigt, dass wir als zweites Präsentationsmöbel für diese Gruppe einen Wohnzimmerschrank aus den Fünfzigerjahren ausgesucht haben, der so umgebaut wurde, dass wir darin die Exponate ausstellen können. Ähnlich ist es auch bei den anderen Gruppen.

Spezifische Probleme, Herausforderungen und Erfolge bei der Realisierung

Ich muss dazu sagen, dass mich die Idee, das Thema Zuwanderung und Integration in Niedersachsen in einer Ausstellung, einer größeren Öffentlichkeit näher zu bringen, schon lange beschäftigt hat. Die Zeit dazu war erst im Jahr 2000 reif. Eine wichtige Aufgabe war die Mittel zu beschaffen. Es ist dann aber gelungen, dass aus Landesmitteln eine größere Summe zur Verfügung gestellt wurde, die dann aber – wie es dann immer so ist – nicht gereicht hat. Die restlichen Gelder wurden beschafft von verschiedenen Stiftungen, von der Stiftung Niedersachsen, Niedersächsische Lotto Stiftung, auch die Ausländerbeauftragte hat mit finanziert und als einziges Unternehmen hat sich die Continental AG mit einem kleinen Betrag beteiligt. Das war natürlich ein hartes Stück Arbeit.

Ein großes Problem, das ich als Herausforderung gesehen habe, war einfach die Tatsache, dass ich oder die Landeszentrale weder über ein Museum verfügt noch besonders ausstellungskompetent ist. Was macht man in so einer Situation, wenn man das Projekt trotzdem

gerne realisieren möchte: Man sucht sich kompetente Kooperationspartner. Ich hatte das große Glück, dass zeitgleich, als ich anfang eine Konzeption zu schreiben, ich vom Historischen Museum Hannover hörte, dass man sich dort Gedanken machte sich doch vielleicht um das Thema Migration zu kümmern. Dort wurde an die Arbeitsmigration gedacht. Wir haben uns sofort zusammengesetzt und beide Ideen zusammengebracht. Ich hatte das Thema um die genannten vier Gruppen erweitert und hatte aber somit von Anfang an mit dem Historischen Museum Hannover in Bezug auf Museumspädagogik und Ausstellungsdidaktik einen kompetenten Partner, was sehr wichtig war.

Ein großes Problem ist ganz einfach die Tatsache, dass wir nicht nur über kein Museum verfügen – das Problem haben wir ja gelöst, indem wir das Ganze als Wanderausstellung konzipiert haben – und im Folgenden auch mit Museen, eine Ausnahme gibt es in Wolfsburg, zusammenarbeiten. Ein weiteres Problem ist aber, dass wir nicht über ein Archiv verfügen, da das Sammeln von Dokumenten in Prinzip nicht unsere Aufgabe ist. Das heißt in der Praxis, dass ich die schönen Fotos, Arbeitsverträge und alles andere an die Leihgeber zurückgegeben habe. Also alles was wir reproduziert haben wurde schon wieder zurückgegeben. Uns sind damals fast aus allen Gruppen unheimliche Schätze anvertraut worden. Aus dem Bereich der Vertriebenen und Flüchtlinge am meisten. Wir haben ein vollständiges Konvolut von einer Familie bekommen. Da hat der Familienvater, ein Beamter aus Stettin, wirklich alles, was er mitgenommen hat, und er hatte 34 Gepäckstücke notiert, also Listen gefertigt, hat die ganze Fluchtgeschichte schriftlich festgehalten, hat das Lager – sie sind in einem Lager in Dänemark interniert worden – gezeichnet, ein unwahrscheinlicher Schatz an Dokumenten. Ich musste es einfach wieder zurückgeben, weil ich keine Möglichkeit hatte, diese Sachen zu verwahren.

Die Ausstellung war, gleich nach dem ich sie in Hannover eröffnet hatte, im Grunde genommen bis in das Jahr 2005 ausgebucht. Es haben sich diverse niedersächsische Museen als Kooperationspartner bereit erklärt, die Ausstellung zu übernehmen und sie wird vor Ort immer um lokale Besonderheiten ergänzt. Eine ganz besondere lokale Besonderheit ist in Wolfsburg zustande gekommen, und zwar hat das Ausländerreferat die Präsentation der Ausstellung „hier geblieben“ dort zum Anlass genommen, um auch eine schon länger vorhandene Idee zu verwirklichen. Dazu wurde nämlich noch eine Wolfsburger Ausstellung realisiert „Zu Hause in Wolfsburg“. Sie befasst sich mit der Geschichte der Italiener und Tunesier in Wolfsburg.

„hier geblieben“ – Eine Ausstellung im Rahmen politischer Bildung

„Ziel ist es, mit der Ausstellung ‚hier geblieben‘:

- *den Zugewanderten Aufmerksamkeit im Sinne von Respekt und Würdigung entgegenzubringen,*
- *Menschen aus den verschiedenen Gruppen als Besucher und Besucherrinnen zusammenzuführen, dadurch Begegnungen zu initiieren und Kommunikationsbarrieren abzuflachen,*
- *für die Erfahrungen von Zugewanderten zu sensibilisieren und damit insgesamt*
- *zu einem besseren Verständnis von Zuwanderung und Integration beizutragen.“*

Dr. Mathilde Jamin, Ruhrlandmuseum Essen

Wie vielen von Ihnen bekannt ist, haben das Ruhrlandmuseum Essen und DOMiT 1998 gemeinsam die erste größere sozialgeschichtliche Ausstellung zur Arbeitsmigration aus der Türkei realisiert ("Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei"). Es war meines Wissens die erste Ausstellung eines historischen Museums zum Thema Arbeitsmigration, in der Migranten nicht nur Objekte der Darstellung, sondern gleichberechtigte Autoren waren. Die Initiative ging von ihnen aus; DOMiT sammelte die Exponate bei den türkischen

Leihgebern und interviewte rund hundert Migrantinnen und Migranten der ersten Generation - beides wäre dem Museum allein nicht möglich gewesen. Die Erfahrungen mit dieser Ausstellung sprechen meiner Ansicht nach für das Ziel eines selbständigen Migrationsmuseums.

Das möchte ich zunächst mit Fotos erläutern, aus denen die Herangehensweise der Ausstellung "Fremde Heimat" deutlich wird. Im Kontrast dazu zeige ich anschließend einige Bilder zu charakteristischen historischen Erfahrungen der heute lebenden älteren Deutschen aus der Ausstellung "Maikäfer flieg", mit der das Ruhrlandmuseum 2001 deutsche Kindheiten in der Kriegs- und Nachkriegszeit thematisierte.



Dias

1. In der Vitrine: die warme Winterjacke eines Migranten, die er sich kurz vor der Abfahrt nach Deutschland gekauft hatte, darüber ein Foto, das ihn in der neuen Jacke vor einem Traktor des Typs zeigt, den er sich durch die Arbeit in Deutschland zusammen sparen
2. und mit dem er in die Türkei zurückkehren wollte. Er lebt bis heute in Deutschland und stand am Eröffnungstag der Ausstellung mit feuchten Augen vor der Vitrine, die seine Jacke und sein Foto als nunmehr historische Objekte zeigte.
3. Warten in der Deutschen Verbindungsstelle, einer Außenstelle der Bundesanstalt für Arbeit in Istanbul. Hier wurden die türkischen Bewerberinnen und Bewerber, die schon ein mehrstufiges Auswahlverfahren auf türkischer Seite hinter sich hatten, fachlich überprüft und medizinisch untersucht. Die medizinischen Untersuchungen wurden oft als demütigend und schamverletzend empfunden und spielen eine große Rolle in den Erinnerungen der ersten Migrantengeneration. (Foto: Jean Mohr)
4. Bei den strengen Untersuchungen in der Deutschen Verbindungsstelle, von den Migranten als "Prüfung für Deutschland" bezeichnet, wurden oft noch 10 bis 20 % der vorausgewählten Bewerber zurückgewiesen. Dies war für nicht wenige von ihnen eine Katastrophe, da sie all ihre Zukunftshoffnungen auf die Arbeit in Deutschland gesetzt und die Brücken in der Türkei bereits abgebrochen hatten. (Foto: Jean Mohr)
5. Koffer, Wasserflaschen, Amulette, eine Fahne, Ausweispapiere und Arbeitsverträge, die einige der frühen Reisen von Istanbul nach München begleiteten.
6. Ein Eisenbahnabteil aus einem jener für Fernreisen völlig ungeeigneten Nahverkehrszüge, die die Deutsche Bundesbahn bis 1970 für die Sammelreisen von Istanbul nach München einsetzte. Auf solchen vollbesetzten Bänken, zumeist ohne Kopfstützen, saßen die Migranten 50 Stunden. Die Ausstellungsbesucher konnten Platz nehmen und Aktensauszüge über die oft unmenschlichen Reisebedingungen lesen
7. Aussteigen in München-Hauptbahnhof nach der anstrengenden Fahrt. Die "Weiterleitungsstelle München" der deutschen Arbeitsverwaltung war in einem unterirdischen Bunker unter dem Gleis 11 untergebracht, auf dem die Sammelzüge ankamen. Hier betraten 1,8 Millionen Arbeitsmigranten aus Italien, Griechenland, der Türkei und Jugoslawien zum ersten Mal deutschen Boden. (Foto: Selahattin Kaya, 1963)
8. Inszenierung eines Wohnheimzimmers mit Original-Einrichtungsgegenständen. Unterbringung und strenge Hausordnungen hatten viel Ähnlichkeit mit dem Leben in einer Kaserne, weniger mit dem von erwachsenen freien Menschen. Trotzdem wurde der knappe eigene Platz mit persönlichen Gegenständen ausgeschmückt und angeeignet.

9. Eiserner Tür eines "Gastarbeiterlagers" in Braunschweig.
10. oben mit Stacheldraht versehen, wie das Foto von Manfred Vollmer zeigt. In Nordrhein-Westfalen z.B. waren 16 Prozent aller Wohnheime von Stacheldraht umgeben, weil sie auf Firmengelände lagen.
11. Auch hinsichtlich der Ausstattungsqualität gab es nicht selten menschenunwürdige Wohnbedingungen - hier eine Baracke in Essen, 1973 (Foto: Manfred Vollmer)
12. Ein Schaufenster mit typischen Waren, die türkische Arbeitnehmer in Deutschland kauften, zumeist, um sie in die Türkei mitzubringen: Ein Schaufenster der Sehnsüchte und
13. der Belohnungen für die harte Arbeit und das Leben in der Fremde.
14. Ein mit Geschenken hoch beladener Ford, gepackt für die anstrengende und oft gefährliche Urlaubsfahrt in die Türkei. Die war unter den Bedingungen der Trennung von der Familie und der Heimat lebenswichtig, konnte auf die Dauer aber nicht die Entfremdung der Migranten von der Heimat verhindern; in der Türkei wurden sie bald "Deutschländer" genannt.
15. Die erste Wohnung in Deutschland, ein Zeichen der Niederlassung - eine allmähliche De-facto-Einwanderung, ganz entgegen der festen Rückkehrabsicht, mit der die meisten Migranten gekommen waren und an der sie festhielten. Das Bild der Ausstellung hierfür: ein Wohnzimmer, abgeschottet von der als feindselig empfundenen deutschen Umgebung durch eine Mauer aus türkischen Videos; oben an den Wänden Zitate aus Interviews über deutsche Fremdenfeindlichkeit und die Schwierigkeit, eine Wohnung zu finden.
16. Ein Stück türkischer Kultur in Berlin: die prachtvolle Ausstattung eines Schuhputzers

Es folgt eine Serie privater Fotos von Migranten aus den Sechzigerjahren: über das Leben im Wohnheim, am Arbeitsplatz und in der Öffentlichkeit. Sie endet mit einer Seite aus dem Fotoalbum einer türkischen Familie, die 1964 nach Deutschland kam; der türkische Text lautet übersetzt: "Hier fängt die Deutschland-Geschichte an."

Diese Privatfotos und insbesondere das letzte zeigen Migranten nicht als Objekte deutscher Behördentätigkeit, sondern als Subjekte, die auch souveräne Erzähler und Interpreten ihrer eigenen Geschichte sind.

Es folgen einige Beispiele für deutsche Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegszeit aus der Ausstellung "Maikäfer flieg" des Ruhrlandmuseums; sie waren prägend für diejenigen Deutschen, die etwa im gleichen Alter sind wie die Arbeitsmigranten der ersten Generation:

1. Ein Wehrmachtskochgeschirr, Bestandteil der Ausrüstung jedes deutschen Soldaten. Dieses bekam ein Kind aus der Hinterlassenschaft seines im Krieg getöteten Onkels. Es wurde nach dem Krieg vielfältig genutzt, wie die Gebrauchsspuren zeigen.
2. Ein beliebtes kostenloses Spielzeug in der Nachkriegszeit: Reklamefiguren von Margarinefirmen, häufig zeigten sie Märchenmotive.
3. Farbdi, Kassel 1941. Viele Ausstellungsbesucher sagten uns: "Dieser Junge (dieses Mädchen) auf dem Bild hätte ich sein können."
4. Kleiner Junge begleitet seinen Vater während des Bombenkriegs, Essen, 1944
5. Mädchen auf Dachboden nach einem Bombenangriff, Essen ca. 1942
6. Spielende Kinder auf der Straße, ca. 1952

Mit den gezeigten Fotos möchte ich auf drei Aspekte aufmerksam machen:

1. Die Ausstellung "Fremde Heimat" war strukturiert nach Themen, die von den charakteristischen Erinnerungsorten der Migranten bestimmt waren. Mit diesem Begriff be-

zeichnet die Theorie des kollektiven Gedächtnisses zentrale Aspekte der gemeinsamen Erinnerung einer sozialen Gruppe oder Nation, die für ihr Selbstverständnis prägend sind. Dies können historische Ereignisse, Personen, Institutionen oder auch reale Orte sein.

2. Die Fotos vermitteln, so hoffe ich, etwas von der Faszination eines speziellen Museums- und Ausstellungstyps: des zeitgeschichtlichen Museums, das an historische Erfahrungen der heute lebenden Bevölkerung anknüpft, an lebendige Vergangenheit also. Da stehen dann die älteren deutschen Besucher vor einem ausgebeulten Rucksack in einer Vitrine und sagen: "Guck mal, mit so einem bin ich als Kind doch auch immer in den Bunker gelaufen!" Oder der Migrant der ersten Generation sieht die für deutsche Augen ganz unansehnliche Wasserflasche und erinnert sich an seine erste Zugreise von Istanbul nach Deutschland. In beiden Fällen handelt es sich, dem Museologen Gottfried Korff zufolge, keineswegs um einen banalen Vorgang, sondern um den Beginn eines historischen Verarbeitungsprozesses, der hochkomplexe Formen annehmen kann.
3. Die prägenden historischen Erfahrungen sind aber bei "deutschen Deutschen" und Migranten völlig unterschiedlich. Beide Gruppen haben kaum kollektive Erinnerungen gemeinsam. Die heute in Deutschland lebenden Arbeitsmigranten und ihre Nachkommen haben eine eigene Geschichte, die sich von derjenigen der Mehrheitsgesellschaft erheblich unterscheidet. Dem entspricht eine ganz unterschiedliche Bildlichkeit der erinnerungsrelevanten historischen Schlüsselobjekte.

Es sind fast ausschließlich die historischen Erfahrungen der deutschen Mehrheitsgesellschaft, auf die Museen sich normalerweise beziehen (gemeint sind hier Museen und ihre Dauerausstellungen, nicht die wenigen sehr verdienstvollen Einzelausstellungen der letzten Jahre zum Thema). Das Thema Migration kommt selten vor, die Erfahrungen von Migranten so gut wie überhaupt nicht. Letzteres würde sich nicht wesentlich ändern, wenn die bestehenden deutschen Museen künftig verstärkt Migration als historisches Thema aufgreifen würden, wofür es zur Zeit ja gute Ansätze gibt. Entscheidend ist die Frage, aus wessen Perspektive diese Geschichte erzählt wird: aus derjenigen der Mehrheitsgesellschaft oder eines kulturellen Gedächtnisses der Migranten? Beides ist legitim und notwendig; letzteres muss aber erst noch politisch erstritten werden.

Vielleicht in drei bis vier Generationen kann das kollektive Gedächtnis der Migranten Teil des kollektiven Gedächtnisses der Gesamtgesellschaft werden, in dem sich dann auch die Nachkommen der heutigen Migranten wiederfinden können. So lange die erinnerte Geschichte der Migranten sich aber so fundamental von derjenigen der deutschen Mehrheitsbevölkerung unterscheidet, wie dies heute noch der Fall ist, bedarf sie eines eigenen Ortes, um überhaupt erst einmal kulturell erarbeitet werden zu können: eines zentralen Migrationsmuseums, eines Hauses der Geschichte und Kultur der Arbeitsmigration, das die dingliche Überlieferung der Migranten für die Zukunft bewahrt und das maßgeblich von Migranten gestaltet wird. Nur so wird gewährleistet, dass ihre historische Überlieferung weder verloren geht noch in eine Vielzahl von fragmentarischen Kleinstsammlungen zersplittert wird.

Man scheint, dieser Forderung stehen nicht nur die Sparzwänge der öffentlichen Kassen entgegen, sondern vor allem wohl das tiefe Misstrauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft, die Bearbeitung der historischen Identität der Migranten diene der Integrationsverweigerung und dem bewussten Festhalten an der Fremdheit. Als Angehöriger einer Mehrheitsgesellschaft neigt man leicht zu dem Missverständnis, das Eigene sei das "Normale". In diesem Verständnis sind Wissenschaftler aus Migrantenfamilien "Betroffene" mit einer "Tendenz". Deutschstämmige Historiker, die türkische, portugiesische oder griechische Quellentexte nicht lesen können, gelten diesem Denken dagegen nicht als die Vertreter der anderen Partei, sondern als "objektive" Migrationsforscher. Migration ist aber immer ein Prozess, der durch (mindestens)

zwei Kulturen geprägt ist. Zu seiner Erforschung bedarf es bicultureller Qualifikationen. Darüber verfügen am ehesten Migranten der zweiten Generation oder Migranten in Zusammenarbeit mit deutschen Wissenschaftlern.

Es gibt in der Bundesrepublik Hunderte von lokalen und regionalen Geschichtsmuseen – allesamt Institutionen, in denen eine relevante Teilgruppe der deutschen Gesellschaft ihre besondere historische Identität reflektiert (wozu auch das kritische Infragestellen derselben gehört) und deren dingliche Überlieferung museal bewahrt. Die eigene Geschichte in dieser Form kulturell zu bearbeiten, ist für "deutsche Deutsche" ein selbstverständliches Recht. Der partikuläre Charakter dieser Lokal- und Regionalmuseen gilt uns nicht als anstößig; er macht vielmehr ihren besonderen Reiz aus. Warum sollte das anders sein bei einem Museum zur Geschichte der Arbeitsmigranten, die zusammen mit ihren Kindern und Enkelkindern eine Gruppe von vier Millionen Menschen und fünf Prozent der Bevölkerung bilden?

Prof. Dr. Hermann Schäfer, Haus der Geschichte, Bonn

Es ist immer interessant zu sehen, dass sich zu diesem Thema immer die gleichen Verdächtigen zusammenfinden und das ist ja auch erfreulich. Ich bin dankbar, dass ich auch heute wieder über dieses Thema mitdiskutieren darf.

Ich habe erfahren, dass heute morgen schon zurecht kritisiert wurde, dass bei uns das Thema „Ausländer in Deutschland“ – so formuliere ich es im weitesten Sinne – nur 50/60 qm erfasst bei insgesamt 4000qm Dauerausstellung. Dieses ist nun mal so und Sie wissen selbst, dass wir dem Thema mehr Platz gewidmet hätten, wenn wir dieses dann könnten.



Ich zeige keine Bilder und gehe auch nicht auf Kleidungsstücke ein, obwohl es Sie vielleicht interessieren wird, dass der Besitzer des Mopeds, der eine Millionste Gastarbeiter Armando Rodrigues, damals von seiner Mutter, die ihn von Portugal nach Deutschland ziehen ließ, ihm ganz besonders viele warme Unterwäsche mitgab, weil sie große Angst hatte, dass ihr Junge im Winter sehr frieren würde. Das haben wir bei den Recherchen erfahren.

Ich würde gerne mit einem Märchen beginnen. Dieses Märchen hätte passiert sein können in einem ganz fernen Land und dieses Märchen würde sich dann darauf beziehen, dass in diesem Land zehn Prozent der Bevölkerung aus dem Ausland zugewandert war und es 45 Jahre dauerte, bis ein Politiker, der einflussreich geworden war und selber aus dem Ausland kam, einen anderen Politiker traf der noch einflussreicher war und mit ihm aß. Und sie aßen vielleicht beim Italiener. In diesem Gespräch hatten sie die Idee, dass man ein Migrationsmuseum errichten müsste und sie hatten auch schon überlegt, wo ein Standort wäre und sie hatten auch schon überlegt, wie man das Geld dazu zusammenbekommen könnte. Dann wurden große Überlegungen angestellt und es wurde ein Projekt auf die Schiene gesetzt und man hat versucht das Geld zu besorgen. Und als man dann guten Mutes war und sogar schon eine große Tagung überlegt hatte, die zu diesem Thema stattfinden sollte und jemand zu dem Minister ging und sagte: „Sie sollten den Eröffnungsvortrag halten“, war das ein anderer Minister. Und dieser Minister hat dann gesagt: „Ja, das Thema interessiert mich jetzt aber gar nicht mehr“, und hat es einem anderen gegeben. Dann haben diejenigen, die mit dem Thema beauftragt waren, aufgehört daran zu arbeiten und es wurden andere beauftragt. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann untersuchen und thematisieren sie heute noch die Sichtbarmachung und Repräsentation von Migration in Deutschland als transnationalem Prozess und Fragen nach

den Möglichkeiten einer adäquaten Darstellung von Migrationsbewegungen und ihren gesellschaftlichen Auswirkungen. Soweit das Märchen, das natürlich keines Wegs in Deutschland gespielt hat. Die Märchen mit Migration, die sind oft traurig und die Bilder und Exponate, die sie gezeigt haben, stimmen einen emotional und nicht immer nur fröhlich, deswegen auch dieses Märchen.

Es gibt aber eine Realität und von dieser Realität will ich auch berichten. Sie wissen selbst besser als ich, welche Ausstellungen es bereits zu diesem Thema gegeben hat und ich kann seit gestern sagen, dass es in Bremerhaven eine Initiative gibt, die sich mit einem Teilaspekt des Migrationsthemas beschäftigt. Und Bremerhaven zurecht, weil Bremerhaven, der Auswandererhafen Deutschlands gewesen ist – wichtiger als Hamburg -, mit sieben Millionen Menschen, die über Bremerhaven ausgewandert sind. Dort hat gestern das Kuratorium zwei wichtige Beschlüsse gefasst: Der eine Beschluss lautet, das Museum soll in Bremerhaven errichtet werden und es soll *Das Deutsche Auswandererhaus* heißen. Zweiter Beschluss, es soll so errichtet werden, wie es bisher geplant worden ist. Und die Planung geht schon sehr weit, es gibt ein Modell im Maßstab von 1:20, das uns sehr überzeugt hat. Ein vorzügliches Modell, in dem mit hoher emotionaler Qualität eine Ausstellung auf 2000 qm realisiert werden wird. Jetzt müssen nur noch die Politiker entscheiden, aber es hat schon einige Befürworter. Die Koalition, die dort besteht, hat gesagt „wir wollen das“ – die SPD hat es gesagt, die CDU hat es auch gesagt und der Oberbürgermeister hat es gesagt. Von daher bin ich optimistisch, dass wir vor der *Sail* in Bremerhaven, die 2005 stattfinden wird, einen kleinen Teil des Migrationsthemas in Bremerhaven realisiert finden. Ein ganz wichtiger Schritt, über den Sie sich hoffentlich freuen und von dem Sie in Richtung Bremerhaven signalisieren, realisiert dieses „es ist auch unser Anliegen, dass ein Teil dieses Themas seine Stätte, seinen Ort findet“, wie Sie gerade eben formuliert haben. Und das würde dann einen Teil des Themas betreffen, der eigentlich gar keinen Lobby in diesem Land mehr hat. Die, die zugewandert sind, sind Lobby für ihr Museum, für ein Migrationsmuseum bestimmter Art. Aber die, die weggewandert sind, über den Hafen Bremerhaven beispielsweise, die sind verstreut in aller Welt und sie spielen im Grunde genommen bei dieser ganzen Initiative keine Rolle mehr.

Es gibt ein weiteres Thema, das jetzt auch eine Rolle spielte, nach dem Sie diese Fotos gezeigt haben. Das ist das Thema Flucht und Vertreibung. Sie wissen, dass dieses auf hochpolitischer Ebene diskutiert wird, und dass wir jetzt feststellen, nachdem ein Zentrum gegen Vertreibung in Berlin initiiert worden ist, von Seiten einiger ost- und mitteleuropäischer Länder, besonders in Polen außerordentlich sensibel darauf reagiert wird und man die Befürchtung hat, dass die Täter-Opfer-Perspektive verschoben werden könnte. Ich bin in dem Beirat für dieses Zentrum gegen Vertreibung und könnte Positives und Negatives in der Entwicklung dieses Themas und der dortigen Konzeption gegenüber stellen, will das aber jetzt nicht tun. Ich will lediglich mitteilen, dass ein Teilbereich des Migrationsthemas, nämlich das Thema Flucht und Vertreibung, vom Haus der Geschichte im Jahr 2005 in einer Ausstellung, die wir vorbereiten, realisiert werden wird. Uns geht es bei der Ausstellung darum, über das Thema Flucht und Vertreibung aus der Perspektive des Jahres 1944/1945, indes vor allen Dingen wie es auch bei den Filmen immer ist, die im Fernsehen auf besonders viel Echo stoßen über die Zeitzeugenberichte, und wo man dann immer in die Zeit und in die bedrückenden Erlebnisse der Zeit zurückkommt, mal einen Querschnitt zu geben, der bedeutet: wir wollen das Thema zeigen, wie sich die Menschen damit auseinandergesetzt haben. Und da gibt es tatsächlich eine Reihe von Vorurteilen, vielleicht auch Missinterpretationen.

Ich habe mich ja vorbereitet und habe gelesen, Herr Ohliger, was Sie in Ihrem Papier geschrieben haben. Da schreiben Sie zum Beispiel: „Von Beginn an beinhaltete die Politik gegenüber den deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen der Nachkriegszeit und ihren Epigonen, den Aussiedlern, zwei Elemente. Einerseits wollten sie gleichberechtigte politische Partizipation erhalten und andererseits kulturelle Anerkennung.“ So waren die politischen Ziele, aber man muss noch einen Satz hinzufügen, nämlich den Satz, dass die Anerkennung der

Flüchtlinge und ihrer Integration lange dauerte, und dass das ein Prozess war, in dem die An-sässigen, besser gesagt die Einheimischen in Deutschland, zu einem großen Teil die Flüchtenden und die Vertriebenen auch mit großer Skepsis aufnahmen und sie nicht immer gut behandelten. In sofern haben die Deutschen mit ihren deutschen Landsleuten aus anderen Teiles des deutschen Reiches, die nach dem Kriegsende abgetrennt worden, Erlebnisse gehabt, die ganz schwierige Integrationsprobleme mit beinhalteten. Das sollte man nicht vergessen und wir wollen mal versuchen in einer Ausstellung die Art und Weise der Aufarbeitung, der Beschäftigung mit dem Thema Flucht und Vertreibung von 1945 bis in die Gegenwart, aufzuarbeiten. Wenn man dabei feststellen wird, dass es auch eine ganze Reihe von politischen, auch parteipolitischen Vorurteilen, bei einzelnen gegeben hat, die sogar verhinderten, dass bestimmte Publikationen, die offiziell in Auftrag gegeben waren, gedruckt wurden. Da sind sogar Bücher, die jetzt erst gedruckt werden, die unter anderen Konstellationen zurückgehalten wurden, weil dieses politisch nicht opportun war.

Das sind einige unsere Intentionen, wenn ich über unsere Arbeit mit dem Thema Migration nachdenke. Ein sehr konkretes Projekt will ich am Schluss noch erwähnen. Das ist ein Projekt, das auf europäischer Ebene, auf meine Initiative hin entstand und das zu 50 Prozent mit Mitteln der EU und zu den anderen 50 Prozent von den verschiedensten Trägermuseen realisiert wird. Das ist eine Kooperation einer Gruppe, in der 15 Länder zusammengeschlossen sind, wir nennen uns *Euroclia*. Von diesen 15 Ländern haben fünf unter meiner Federführung ein Projekt vorbereitet, das ich *Jeder ist ein Fremder, fast überall – Everybody is a stranger somewhere* genannt habe. Die Ausstellung wird am 28. November bei uns eröffnet. Sie ist ganz bewusst eine kleine Ausstellung, weil sie als Wanderausstellung konzipiert wird und sie thematisiert sehr unterschiedliche Situationen. Natürlich Flucht und Vertreibung, natürlich das Gastarbeiterthema, natürlich auch requirierte Soldaten im Zweiten Weltkrieg, Flucht und Vertreibung in Griechenland, in der Türkei. All dieses in schlaglichtartiger Form und ich hoffe, dass sie auf europäischer Ebene dann auch zeigt, dass dieses nicht nur ein deutsches Thema ist, und dass wir es nicht nur mit Bauchnabel-Perspektive immer wieder betrachten sollten, sondern dass es europaweit Phänomene von Fremdheit gibt, die gar nicht immer auch mit Migration und Arbeitswanderung zutun haben, sondern die oft auch damit zusammenhängen können, wie Menschen in ihrem eigenen Lande behandelt werden. Bis hin zu jenem Beispiel, als Beatrix der Niederlande Klaus von Amberg heiratete und dieses in der Öffentlichkeit in den Niederlanden mit großer Missachtung behandelt wurde und Königin Beatrix sich natürlich in ihrem eigenen Land völlig fremd fühlte, weil die Ressentiments gegenüber Deutschland so groß waren, dass selbst ihre Ehe, ihre Liebe tangiert war und nicht akzeptiert wurde. Das hat sich dann Gott sei Dank geändert, aber es gibt viele Formen von Fremdheit, die auch einen Aspekt von Migration sind, an die gelegentlich erinnert werden sollte.

Tagungsbericht:

„Ein Migrationsmuseum in Deutschland - Thesen, Entwürfe und Erfahrungen“

Zweite Internationale Tagung vom 17. – 19. Oktober 2003 im Kölnischen Kunstverein, Köln

Von Ulrich Raiser, Netzwerk Migration in Europa e.V., Berlin

Am 10. September 2004 jährt sich zum vierzigsten Mal die Ankunft des millionsten „Gastarbeiters“ Armando Sa Rodrigues aus Portugal in Deutschland. In den vier Jahrzehnten seit Rodrigues' Ankunft haben sich rund sieben Millionen Menschen ausländischer Herkunft in Deutschland niedergelassen. Es gibt jedoch hierzulande nach wie vor keinen Ort, an dem das kulturelle Erbe der Einwanderung nach Deutschland systematisch gesammelt, ausgestellt und dadurch vor dem Vergessen bewahrt würde. Seit seiner Gründung im Jahre 1990 arbeitet DOMiT (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei) an der Schaffung eines Museums, in dem die kollektive Erinnerung an und die Auseinandersetzung mit Migrationen als Teil der kollektiven Geschichte der Bundesrepublik möglich wird.

Auf einer ersten internationalen Tagung im Oktober 2002 in Brühl, die DOMiT gemeinsam mit der Bundeszentrale für politische Bildung und in Zusammenarbeit mit dem Netzwerk Migration in Europa e. V. durchführte, unterstrichen Migrations- und Museumsexperten erstmalig auf einer gemeinsamen Plattform die Notwendigkeit eines Migrationsmuseums im Einwanderungsland Deutschland. Die anschließende Konstituierung eines Initiativkreises bezeichnete den ersten Schritt zur institutionellen Umsetzung jener ehrgeizigen Vision. Der Bildung des Initiativkreises folgte im September diesen Jahres die Gründung des Vereins „Migrationsmuseum in Deutschland“.



Das Podium von Samstagnachmittag: Eckhardt Barthel (SPD), Cornelia Schmalz-Jacobsen (FDP), die Moderatorin Asli Sevindim, Cem Özdemir (Bündnis 90/Die Grünen) und Bernd Meyer (Deutscher Städtetag)

Vom 17.-19. Oktober 2003 schließlich trafen in Köln erneut Wissenschaftler, Praktiker der Museumsarbeit, Kulturschaffende, Politiker und Publizisten zur 2. internationalen Tagung unter dem Titel: „Ein Migrationsmuseum in Deutschland: Thesen, Entwürfe, Erfahrungen“ zusammen. Tagungsort war der Kölnische Kunstverein, mit dem DOMiT zur Zeit an einem von der Kulturstiftung des Bundes geförderten Ausstellungsprojekt arbeitet, das 2005 anlässlich des 50. Jahrestages des deutsch-italienischen Anwerbevertrages in Köln realisiert werden soll (siehe www.domit.de).

Die von DOMiT und dem Netzwerk Migration in Europa gemeinsam ausgerichtete Konferenz hatte vor allem das Ziel, die konzeptionellen Voraussetzungen für die Errichtung eines Migrationsmuseums im Kreis von Experten aus dem In- und Ausland zu diskutieren und damit der konkreten Umsetzung dieser anspruchsvollen Idee einen Schritt näher zu kommen.

Außerdem war es das Anliegen der Veranstalter, eine möglichst breite Öffentlichkeit über den Stand des Vorhabens zu informieren und in einen Dialog mit Entscheidungsträgern aus der Politik einzutreten. Die Konferenz wurde von der Kulturstatsministerin, der Bundeszentrale für politische Bildung, der Robert Bosch Stiftung und dem US Generalkonsulat NRW in Köln unterstützt. Diese Unterstützung und die große Resonanz in den bundesdeutschen Medien während und nach der Zusammenkunft zeigt, welche enorme Dynamik die Diskussion über ein Migrationsmuseum innerhalb eines Jahres genommen hat.

Durch einen klugen Perspektivwechsel leitete Heribert Prantl seinen rhetorisch brillanten Eröffnungsvortrag zum Thema „Historische Erinnerung und Partizipation: Herausforderungen für die Kultur- und Gesellschaftspolitik in der Einwanderungsgesellschaft“ ein. Er erinnerte an die Situation deutscher Einwanderer in den USA vor 150 Jahren und ihren Kampf um die Anerkennung ihrer kulturellen Gepflogenheiten. Anschaulich beschrieb Prantl die sogenannten „beer-riots“, mit denen die für ihre Trinkfreudigkeit bekannten deutschen Immigranten gegen die alkoholfeindliche Gesetzgebung des weißen puritanischen Amerika des 19. Jahrhunderts zu Felde zogen. Prantl zog eine überzeugende Parallele zwischen dem diskriminierenden Blick der Mehrheit auf die kulturell fremden Praktiken der Einwanderer im damaligen Amerika und der Situation muslimischer, insbesondere türkischer Migranten in der heutigen Bundesrepublik. Der Innenressortchef der Süddeutschen Zeitung vermied es aber in der Folge, die kulturpolitischen Dimensionen kollektiver Erinnerung in der Einwanderungsgesellschaft zu diskutieren und beschränkte sich mit hohem Unterhaltungswert auf sein Spezialgebiet: die deutsche Ausländerpolitik und -gesetzgebung seit der Ära Kohl. Eine Debatte über die Unterlassungen der bundesdeutschen Kulturpolitik in Bezug auf das Thema Migration fand an diesem ersten Tagungsabend nicht statt. Diese Diskussion folgte am Samstag, dem inhaltlichen Haupttag der Tagung.

Aytaç Eryilmaz und Martin Rapp von DOMiT machten deutlich, dass mit der geplanten Etablierung eines Migrationsmuseums in Deutschland zwei Ziele verfolgt würden: Zum Einen gehe es darum, durch das Anlegen einer Sammlung das kulturelle Erbe der ersten Arbeitsmigranten nach dem zweiten Weltkrieg zu bewahren - ein Unternehmen, dessen Umsetzung angesichts des fortschreitenden Alters der ersten Generation an Dringlichkeit zunimmt. Nach fünfzig Jahren Einwanderung in die Bundesrepublik sei es an der Zeit, dass Migranten ihre Geschichte in die eigene Hand nehmen und einen Ort der kulturellen Anerkennung und Partizipation schaffen. Ein Migrationsmuseum habe zum Anderen aber auch das Ziel, die Vielzahl unterschiedlicher Formen der Migration nach Deutschland zu dokumentieren und kritisch aufzuarbeiten. Einwanderungen würden dadurch in der Wahrnehmung der gesamten Bevölkerung als wichtiger Bestandteil der kollektiven Erinnerung etabliert. Die Weitung und partielle Revision des herrschenden nationalen Narrativs wäre eine erhoffte Folge. Die Konzeption eines solchen Museums ginge weit über die traditionellen Formen musealer Darstellung hinaus. Es solle nicht nur Ausstellungsraum, sondern auch Forschungs- und Bildungsstätte, Werkstatt für Künstler und Ort der Begegnung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen sein.

Die Berliner Architektin Friederike Schwalbe zeigte anhand von computeranimierten Modellen, wie ein Gebäude aussehen könnte, das diese unterschiedlichen Funktionen in sich vereint.

Die Frage nach Aufgabe und Ziel eines Migrationsmuseums griff Rainer Ohliger vom Netzwerk Migration in Europa e.V. auf. In seinem Vortrag verwies er darauf, dass ein Museum nicht zu einer Asservatenkammer werden dürfe in der Migrantengemeinschaften ihre kulturellen Objekte verwahren. Vielmehr habe es die Aufgabe, den Zusammenhang zwischen Geschichte, historischer Repräsentation und zeitgenössischen Fragen der Migration aufzuzeigen. Ausgehend von der Frage, was eine Einwanderungsgesellschaft im Inneren zusammenhalte, verwies er auf die elementare Bedeutung kultureller Anerkennung. Diese diene, neben der Verteilung sozialer und politischer Rechte, als wichtiger Integrationsfaktor einer durch Vielfalt gekennzeichneten Gesellschaft. Rainer Ohliger bezeichnete nicht nur das Fehlen einer kulturpoliti-

schen Debatte in Bezug auf die Repräsentation von Migranten in Deutschland als „schmerzhafte Lücke“. Er verwies in diesem Zusammenhang auch auf den eklatanten Mangel an kulturpolitischen Konzepten, die den Versuch unternehmen, ein gemeinsames Erinnern von Mehrheit und Minderheiten institutionell zu ermöglichen.

Die Chance dieser Kritik zu begegnen bekam Hermann Schäfer vom Haus der Geschichte in Bonn, einem zentralen Ort nationaler Erinnerungskultur in Deutschland. Mit dem wenig überzeugenden Kommentar „Ich würde ja gerne, wenn ich könnte“ verteidigte er den äußerst geringen Platz (50qm auf einer Fläche von 4000qm), den die Ausstellung im HdG der Arbeitsmigration aus den Anwerbestaaten einräumt. Schäfer bestätigte damit den zuvor geäußerten Vorwurf, der nationale Kanon bundesdeutscher Geschichtsschreibung und -darstellung klammere die vielfältigen Migrationserfahrungen in Deutschland aus. Zuvor hatte Marianne Winkler von der Landeszentrale für politische Bildung Niedersachsen die Wanderausstellung „hier geblieben – Zuwanderung und Integration in Niedersachsen, 1945 bis heute“ vorgestellt, die seit Anfang des Jahres in verschiedenen Städten der Region gezeigt wird. Mathilde Jamin vom Ruhrlandmuseum in Essen plädierte in einem leidenschaftlichen Vortrag für ein parteiliches Museumskonzept, das zuvörderst Zeitgeschichte aus der Perspektive von Migranten erzählen müsse. Die aktive Partizipation von Migranten an der Ausgestaltung eines Museums sei eine der Grundvoraussetzungen für ein Konzept, das sich deutlich vom Kanon herrschender nationaler Narrative absetzen müsse. Die Folge einer Einengung auf partikuläre Geschichtsschreibung sei nicht notwendigerweise schlecht. Vielmehr sei sie für die Migrantencommunities der erste identitätsbildende Schritt auf dem Weg zu einem gleichberechtigten Dialog mit der Mehrheitsgesellschaft. Damit waren die zentralen konzeptionellen Fragestellungen nach Inhalten und Zielgruppe eines Migrationsmuseums angesprochen.

Die Vorträge von Diana Pardue vom Ellis Island Immigration Museum in New York, von Patrick Veglia und Laurence Canal von der französischen Migrantenorganisation Génériques und von Antoinette Reuter vom Centre de Documentation sur les Migration Humaines in Luxemburg zeigten - wenn auch z.T. zu detailliert - anschaulich die Schwierigkeiten bestehender Initiativen bei der Etablierung von Migrationsmuseen. Die Gefahr der Einverleibung und teilweisen Enteignung der Initiative durch staatliche Stellen, wie im Falle von Génériques, oder die drohende Verlangsamung des Prozesses mangels staatlicher Unterstützung gezeigt am luxemburgischen Beispiel, offenbarten die gegensätzlichen Seiten eines steinigen Weges.

Insofern war es naheliegend, dass Cem Özdemir (Bündnis 90/Die Grünen), Cornelia Schmalz-Jacobsen (FDP), Eckhardt Barthel (SPD) und Bernd Meyer (Deutscher Städtetag) mit Fragen nach den konkreten Unterstützungsleistungen von Seiten der Politik konfrontiert wurden. Trotz des überzeugenden und ehrlich gemeinten Wohlwollens, das der Initiative von allen vier Podiumsteilnehmern entgegengebracht wurde, blieb für die Veranstalter die ernüchternde Erkenntnis, dass größere finanzielle Unterstützungen für ein Migrationsmuseum derzeit nicht erwartet werden können. Frau Schmalz-Jacobsen mahnte zu Geduld, wies aber gleichzeitig auf die dringende Notwendigkeit eines Konzepts hin. Nur mit einer ausgearbeiteten Konzeption würden überhaupt die Voraussetzungen für größere Unterstützungsleistungen geschaffen.

Den unmittelbar anstehenden Aufgaben war auch das Abschlusspodium gewidmet. Geeignet wurde sich auf ein dreistufiges Verfahren, welches zunächst die Erstellung einer Projektskizze vorsieht. Als zweiter Schritt wird die Durchführung eines Workshops im Frühjahr 2004 angestrebt. Auf diesem Treffen von Experten soll die inhaltliche Konkretisierung des Konzepts vorgenommen werden. Neben Wissenschaftlern und Museumspädagogen sollen auch Architekten an diesem Workshop teilnehmen. Den dritten Schritt bildet die vollständige Ausarbeitung einer tragfähigen Konzeption im Laufe des Jahres 2004. Hauptverantwortlich für die Planung dieser nächsten Arbeitsschritte ist der Verein „Migrationsmuseum in Deutschland“.

Die Veranstaltung fand in einer offenen und kollegialer Atmosphäre statt. Welche Gruppe in einem Migrationsmuseum repräsentiert werden soll, was in ihm gezeigt wird und inwiefern es sich bei einem solchen Ort um eine gesamtgesellschaftliche Unternehmung oder das Partikularinteresse einzelner Migrantengemeinschaften handelt, sind heikle Punkte, die in den Vorträgen zwar häufiger anklagen, mit dem Plenum aber nicht bis zum Ende diskutiert werden konnten. Nun ist die Sensibilisierung für solche Fragen - zumal in einem Plenum von über hundert Personen - eher der Sinn solcher Tagungen als ihre Beantwortung. Dass dies gelungen ist, zeigen die vielen kleinen und größeren Diskussionsrunden, die am Rande der Konferenz stattfanden. Die nachhaltige Leistung dieses Zusammentreffens liegt wohl darin, eine Plattform zum offenen Austausch bereitgestellt und Gelegenheiten zum Informationsaustausch und zur Beratung gegeben zu haben. Vor allem aber ist durch die beeindruckende mediale Resonanz auf die Konferenz ein öffentliches Bewusstsein für die Ernsthaftigkeit und Dringlichkeit des Vorhabens geschaffen worden. Dieses Klima gilt es nun zu nutzen.

Weitere Informationen unter

www.migrationsmuseum.de

www.domit.de

www.network-migration.org

Verein „**MIGRATIONSMUSEUM IN DEUTSCHLAND**“ gegründet

Persönlichkeiten aus verschiedenen Einwanderercommunities haben Ende September 2003 in Köln gemeinsam mit WissenschaftlerInnen den Verein „Migrationsmuseum in Deutschland“ gegründet.

Ziel des neuen Vereins ist es, in Deutschland ein Migrationsmuseum als Zentrum der Geschichte, Kunst und Kultur der Migration zu errichten. Ein solches Zentrum soll dazu beitragen, das historische Gedächtnis der Einwanderungsgesellschaft sichtbar und erfahrbar zu machen. Zwar ist inzwischen unbestritten, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, doch gibt es bis heute weder ein Archiv noch ein Museum, das die vielfältige Geschichte der Einwanderung dokumentiert und der Öffentlichkeit dauerhaft zugänglich macht. Diese Erinnerungs- und Gedächtnislücke steht im offensichtlichen Gegensatz dazu, dass die Einwanderer heute in allen Lebensbereichen, in der Gesellschaft, im Alltag, in der Arbeitswelt und im kulturellen Leben äußerst präsent sind. Der Verein misst der Etablierung eines Migrationsmuseums folglich eine zentrale kulturpolitische Bedeutung für Staat und Gesellschaft bei.

Zwar haben einige Museen, Forschungseinrichtungen und private Institutionen, oft auf Initiative und unter der Regie von Migrantinnen und Migranten selber, erste Impulse für die historische Aufarbeitung dieses wichtigen Teils der Sozialgeschichte der Bundesrepublik geliefert. Doch steht eine gleichberechtigte Partizipation von Einwanderern auf kultureller und politischer Ebene noch aus. Und die Zeit drängt! Wenn nicht bald mit dem Aufbau eines Museums begonnen wird, könnten die wenigen privaten Sammlungen der ersten Generation von Einwanderern unwiederbringlich verloren gehen, schließlich sind die meisten schon im Rentenalter.

Der Verein wird sich um prominente Unterstützer aus Politik, Gewerkschaften, Unternehmen, Wohlfahrtsverbänden, Kultur und Medien bemühen. Im Herbst nächsten Jahres soll auf einer dritten internationalen Konferenz ein Konzept für ein Migrationsmuseum in Deutschland vorliegen, über Standorte diskutiert und schließlich eine Machbarkeitsstudie in Auftrag gegeben werden. Der Verein strebt langfristig die Gründung einer Stiftung an, in der Repräsentanten aller gesellschaftlich relevanten Gruppen, sowohl aus den Einwanderercommunities als auch aus der deutschen Mehrheitsgesellschaft, entsprechend vertreten sind.

Den Sprecherkreis des Vorstandes des Vereines „Migrationsmuseum in Deutschland“ bilden Kostas Pappas, Maurizio Libbi und Aytac Eryilmaz als geschäftsführender Vorstandssprecher.

Weitere Informationen über das Vorhaben, in Deutschland ein Migrationsmuseum zu errichten, finden Sie im Internet unter www.migrationsmuseum.de. Wenn Sie im Verein „Migrationsmuseum in Deutschland“ Mitglied werden oder sich engagieren wollen, wenden Sie sich bitte an:

Migrationsmuseum, Postfach 510548, 50941 Köln,
E-Mail: post@migrationsmuseum.de
oder an den Vorstandssprecher Aytac Eryilmaz, Tel.: 0221-8002832